

Treblinka oder Massenmord und Widerstand sind das Menschenmögliche

**Massenmord und Widerstand sind das Menschenmögliche –
Erinnerungen an eine Vergangenheit, in der Hoffnung,
dass es keine Erinnerungen an Zukünfte werden**

Jürgmeier

**Er war einer der vielen, die nach Treblinka deportiert wurden. Richard Glazar.
Einer, der zurückkam. Das waren nicht viele.**

Der Aufstand. Die Flucht.

«Hurra!» Es erklingt erst vereinzelt und zaghaft, mir bleibt es in der Brust stecken und würgt im Hals, bevor ich es hervorbringe: «Hurra!» Das Rufen wird lauter und erhebt sich über ganz Treblinka.» Schreibt Richard Glazar (1) über jenen 2. August 1943, der sich dieses Jahr zum 75. Mal jährt. Er und sein Freund Karl Unger – den er in Theresienstadt kennengelernt hatte – gehörten zu jenen «Arbeitsjuden», denen es an diesem Tag gelang, das Vernichtungslager Treblinka in Brand zu setzen und zu flüchten. ««Karl, juhu!» Wir lachen beide wie verrückt, während wir nebeneinander laufen. Ich schreie, ich höre mich weiter schreien, wie beim Herumtollen.»

«Überlebt haben nur 54, ermordet wurden etwa 900'000»

«Unterschiedlichen Schätzungen zufolge wurden von den 850 Häftlingen, die am Tag des Aufstands im Lager lebten, 100 gleich zu Anfang ergriffen, 350 bis 400 kamen in den Kämpfen um, und ungefähr 400 flohen, von denen aber die Hälfte binnen weniger Stunden wieder eingefangen wurde; von den verbleibenden 200 gelang es etwa 100, dem deutschen Schleppnetz und der feindseligen Bevölkerung zu entgehen; die Zahl derer, die letztlich überlebten, ist nicht bekannt.» Fasst der in Prag geborene Historiker Saul Friedländer (2) die Zahlen zusammen, die menschliche Individuen – eines wie das andere mit Hoffnungen und Ängsten – nicht zu repräsentieren vermögen. «Überlebt haben nur 54, ermordet wurden etwa 900'000», notiert der ehemalige Leiter des *Zentrums für Antisemitismusforschung* in Berlin Wolfgang Benz (3). Treblinka war ein Ort des Mordens und des Sterbens, nicht des Überlebens.

Richard Glazar erinnert sich 1987 (4) an den Aufstand als einen halb gelungenen, halb misslungenen. Zwar hätten sie den grössten Teil des Lagers in Brand gesteckt, «aber es ist

uns nicht gelungen zu siegen». U.a. weil «die Ukrainer» (5) – womit sie nicht gerechnet – das Lager verteidigt hätten, «das Geld, das Fressen, das Saufen und die Weiber, die sie für das Geld haben konnten». Die hätten sie «hin- und hergejagt und auf uns geschossen wie auf Kaninchen». Obwohl während Monaten heimlich und geradezu militärisch geplant, ging in der «Stunde H», wie sie den früh geplanten und immer wieder verschobenen Aufstand ursprünglich nannten, alles drunter und drüber. «Was ich vom Kino her kenne», zitiert Glazar seinen Freund Karl Unger (1), «war dieser Aufstand nicht besonders rühmlich. Wir warfen gerade mal die Handgranaten und zündeten alles an. Nachher trudelten wir nur so herum, und die schossen auf uns wie auf der Kirmes.» Und irgendwann – «wie lange es gedauert hat, ob zehn Minuten, fünf Minuten, fünfzehn Minuten, ich weiss es nicht» (4) – wurde geschrien: «Weg jetzt, alle weg – in die Wälder!» Obwohl während der Vorbereitung nie die Rede von Flucht gewesen.

Richard Glazar erklärt sich das mit dem Umstand, dass die Anführer des Aufstands schon etwas älter gewesen und mit ihren Familien nach Treblinka gebracht worden waren. «Die selber wollten nicht mehr flüchten. Sie wollten nicht mehr leben.» Ohne die im Gas verlorenen Liebsten. «Sie wollten vielleicht uns, den ganz Jungen [er war damals 23], die Chance geben.» Damit, lebend davonzukommen, hätten sie nicht wirklich, hätten mit dem Tod gerechnet. «Der Hauptgedanke war, bei jedem von uns, ich will nicht so weitermachen, ich will nicht zum Totengräber eigener Leute werden.» Was sie in diesen durchorganisierten mörderischen Abläufen faktisch längst geworden. «Die Leute draussen, die würden es nie begreifen, und man kann es von den Leuten auch nicht verlangen, dass sie, wenn sie es nicht selber erlebt haben, dass die es begreifen.»

«Diesmal brannte ganz Treblinka, und das war ein wunderbares Gefühl»

Wie er über das «geackerte Vorfeld», über die sechzig Meter bis zu den Panzerhindernissen, wie über die spanischen Reiter, die Stacheldrähte gekommen sei, während sie von den Wachttürmen geschossen – das wisse er nicht. Nur dass er sich «in der sengenden Hitze des Tages» gewundert habe, «dass Blut so grellrot sein kann», das Blut von denen, «die in den Stacheldrähten hängen blieben.» Der moorige Teich – durch den sie flüchten wollten – wurde für die beiden fast zur tödlichen Falle. Vom Ufer aus beschossen, mussten sie zurückschwimmen, sich unter Weidenästen ins schlammige Ufer eingraben. Mussten sich «ganz, ganz still verhalten», um sich nicht durch kleine Wellen zu verraten. «Stundenlang blieben wir so, bis zur Dunkelheit; aber auch im wärmsten Wasser, es war vielleicht 24, 26 Grad warm, wird der Körper nach so langer Zeit unterkühlt, und ich bekam einen Schüttelfrost.» Als es endlich dunkel, ganz dunkel wurde, schwammen sie ans andere Ufer. Drehten sich um, sahen «eine riesige Flamme, die war anders gefärbt als in allen Nächten zuvor, als die Flammen von dem riesengrossen Verbrennungsrost emporschlugen, wo man die Leichen verbrannte. Diesmal brannte ganz Treblinka, und das war ein wunderbares Gefühl.»

50 Jahre später, «bei einem Spaziergang im Sommer 1994 an einem See in Brandenburg», schreibt Wolfgang Benz (3), habe Richard – der ihm «lange Jahre der Freundschaft geschenkt» – plötzlich einen Schüttelfrost bekommen, «hatte eine Gänsehaut, zeigte alle Symptome starker Unterkühlung». Seit dem stundenlangen Ausharren in dem kleinen Moorsee nordöstlich von Warschau hätte er «beim Anblick solchen Gewässers diesen Kälteschock» gehabt. Das sei nicht immer so gewesen, korrigiert Richard Glazar, der Sohn, das Bild der posttraumatischen Störung, wie Psychologisierende es heute, vermutlich, nennen würden. Bei einem Gespräch, 2018, in Volketswil. (6) Wo er den Schweizer Sitz eines internationalen Unternehmens «für intelligente Automatisierungslösungen» leitet. «Noch bis nächstes Jahr.» Lacht der 64-Jährige. Auch wenn die Situation, damals, prägend gewesen, der Vater sei viel und gerne geschwommen. Nicht nur bei 25 Grad warmem Wasser.

Es gab beides in Richard Glazars Leben nach Treblinka – die Lebensfreude und die «Schatten der Vergangenheit». So der Titel von Wolfgang Benz's Porträt Richard Glazars in seinem Buch «Deutsche Juden im 20. Jahrhundert» (3). Dieser sei 1957, während einer Dienstreise nach Polen, erstmals wieder am Ort der Vernichtung gewesen. Wo es noch kein Denkmal gegeben. «Da war nichts. Da lagen noch Knochen herum.» Zitiert Benz Glazar, der, wieder zu Hause in Prag, bei der Gartenarbeit – während er seine damals fünfjährige Tochter und den dreijährigen Sohn beim Spielen beobachtete – Vergangenheit auf Gegenwart prallen sah: «Irgendwie sah ich sie, das ganze Grün dieses kleinen Gartens und die Kinder projiziert in das Grün von Treblinka und da erst, so als junger Vater, packte mich das Grauen.» Benz folgert, u.a. aufgrund der geschilderten Szenen: «Der Judenmord blieb allgegenwärtig, bis in die physische Existenz.» (3) Der Sohn bestätigt: «Ja, das ist so.» Aber weniger nach aussen, und wenn, dann nur öffentlich, aber nicht in der Familie.

«Der Judenmord blieb allgegenwärtig, bis in die physische Existenz»

Wolfgang Benz stützt sich auf Gespräche (insbesondere ein Interview im Jahre 1990) mit Richard Glazar, dem Vater, und ein Gespräch mit der Tochter, Pavla Fröhlich-Glazar, im Jahre 2011. Den Kindern hat er nicht gezeigt – wie Journalistinnen und Journalisten das, hoffentlich, tun würden –, was er ihnen in seinem Text zugeschrieben. Das konnten, mussten sie in seinem 2011 erschienenen Buch lesen. Zum Beispiel: «Die Kinder, Pavla und Richard, 1952 und 1954 geboren, haben Probleme mit der Leidensgeschichte ihres Vaters... Das Verhältnis der Kinder zum Vater ist von dessen stillschweigendem Auftrag der Erinnerung an den Holocaust und der Verweigerung, dieser Delegation zu entsprechen, den daraus resultierenden Schuldgefühlen der Kinder, der Enttäuschung des Vaters charakterisiert.» (3) Benz habe nicht hinterfragt, hält Richard Glazar, der Sohn, am Telefon mit mir fest, ob das, was der Vater über das Erleben der Kinder sagte, zutreffe. Es sei die Sicht des Vaters, dessen Angst gewesen, er würde sie mit seiner Vergangenheit zu sehr belasten, aber sie hätten das nie so empfunden. Wahrscheinlich habe er Schuldgefühle

gegenüber seiner Familie gehabt. – Eine beklemmende Sicht. Das Opfer, welches das grosse Morden knapp überlebt hatte, befürchtet, es könnte der Familie mit dem, was ihm angetan, zu viel aufbürden.

Als Richard Glazar seine Erinnerungen – die er unmittelbar nach Kriegsende, noch vor seiner Rückkehr nach Prag, niedergeschrieben hatte – in den Sechzigerjahren für eine Publikation (in zwölf Folgen) in der tschechischen Zeitschrift *International Politics* und für einen tschechischen Verlag bearbeitete, waren die Kinder noch zu jung, um zu verstehen, was der Vater schrieb. Die Niederschlagung des Prager Frühlings und die anschließende Flucht in die Schweiz rückten die Bewältigung einer neuen und fremden Gegenwart ins Zentrum der familiären Aufmerksamkeit. Absorbierten die Kräfte von allen. Richard Glazar, der Jüngere, hat das Gefühl, der Vater habe Treblinka «sehr gut verarbeitet» und «damit umgehen» können, auch wenn sich so etwas nie abschliessend verarbeiten lasse. Aber er habe seine beiden Welten, seine eigene Vergangenheit und die familiäre Gegenwart, klar getrennt. «Für die Familie war es genial. Wir haben alles gehabt, was man damals haben konnte. Wir haben Sport machen können [wie der Vater spielte er Tennis, daneben Eishockey], konnten auswärts in die Ferien gehen, zwar nur in ein Zeltlager, aber es waren Abenteuerferien.» (6) Das Buch (1) hätten er und seine Schwester erst gelesen, als es, 1992, im *Fischer Verlag* erschien. Hätten einzelne Fragen gestellt, «aber keine stundenlangen Diskussionen über das Thema geführt. Wir werden eh nie verstehen, was dort passiert ist.» Dem Vater ist der Sohn auch 2018 noch dankbar für das Leben, das dieser ihm ermöglicht habe. Auf die Frage, ob der Vater die Familie vor den langen Schatten Treblinkas habe schützen wollen, kommt ein schnelles «Ja, absolut. Das war eine klare Aussage, am Schluss, in Prag, als er dann zum Fenster raus ist.»

Und so scheint es denkbar, dass sich am Ende alle schützen wollten. Gegenseitig, aber jede und jeder auch ein bisschen sich selbst. Der Vater die Kinder, indem er ihnen das, was er zunehmend öffentlich zu bezeugen begann, nicht aufdrängen wollte. («Ich weiss, es gab und gibt Fälle, in denen die Eltern, die sowas erlebt haben, so oft darüber vor ihren Kindern sprechen, bis die Kinder die Nase voll haben.» (1)) Die Kinder, weil sie den Vater nicht zu sehr mit Fragen an jene Zeit erinnern wollten. – Vermutlich ist es für einen Aussenstehenden einfacher, bohrende Fragen zu stellen und beklemmende Antworten auszuhalten. So wie ich es damals, 1987, in Allschwil getan. Wo Richard Glazar und seine Frau Zdenka Glazar-Vitkova – die ihn am 3. Juli 1949 in Prag geheiratet und über all die Jahre immer wieder ins Leben zurück begleitet hatte – einen Techniker vom Radio sowie mich gastfreundlich und geduldig empfangen.

Im Zug der Ahnungslosen

Ich wollte und konnte ihm das Fürchterlichste – die Konfrontation mit den mörderischen Monaten von Treblinka – nicht ersparen. Bei unseren Gesprächen, die das Material für neunzig ausgestrahlte Minuten bilden sollten. Er hatte lange geschwiegen, jetzt wollte er reden. Zwei Jahre vorher, am 30. April 1985, war Claude Lanzmanns Film «Shoah» an zwei

langen Abenden erstmals öffentlich gezeigt worden. Richard Glazar hatte für das mehr als neunstündige «reflexive Monument des 20. Jahrhunderts» (Gertrud Koch in der *faz* vom 6.7.2018) «auf der Terrasse des Basler Hotels (Drei Könige) vor der Kamera Strukturen und Funktion der Mordstätte Treblinka» (3) erläutert. In den Sechziger-, Anfang der Siebzigerjahre hatte er als einer der wichtigsten Zeugen an den Treblinkaprozessen in Düsseldorf teilgenommen. Danach in Schulen, öffentlichen Veranstaltungen und Publikationen Zeugnis abgelegt über das, was damals geschehen. «Es ist für die Geschichte wichtig, dass die Geschichte, die meistens von den Siegern geschrieben wird, auch von den Opfern geschrieben wird.» (4)

«Es ist für die Geschichte wichtig, dass die Geschichte auch von den Opfern geschrieben wird»

Die Erinnerungen an das Menschenmögliche – die ich ihm während mehr als drei Tagen abrang – wühlten ihn offensichtlich stärker auf, als es seine wohlüberlegten, scheinbar emotionslosen Sätze, zwischen die er lange Pausen setzte – die der Operatrice, obwohl ich sie, die Pausen, beim Schneiden halbiert hatte, immer noch lange, «mutig» lange erschienen –, erkennen liessen. Als der fürs Technische zuständige Kollege zusammenzuräumen begann, stand er abrupt auf und verabschiedete sich mit dem Satz «Jetzt muss ich Tennis spielen gehen». Vermutlich, um Schlag um Schlag, wieder ins Leben nach Treblinka zurückzufinden.

Am 8. Oktober 1942 sass Richard Glazar in dem Zug, der ihn nach Treblinka bringen sollte. Aber das wusste er nicht. Noch nicht. Wusste nicht, dass im Rahmen der «Aktion Reinhardt» (8) – Sie war fälschlicherweise so benannt worden, nach SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich, der 1941 von Hermann Göring mit der «Endlösung der Judenfrage» beauftragt worden war – in den drei Vernichtungslagern Belzec, Sobibor und Treblinka von Juli 1942 bis Oktober 1943 rund zwei Millionen Jüdinnen und Juden sowie Roma umgebracht werden sollten. In der Weisung für den «tausendköpfigen Transport» (4) – Abfahrt in Theresienstadt – habe es nur geheissen, «in ein anderes Ghetto nach Osten». erinnert er sich.

Noch vor der gänzlichen Besetzung der Tschechoslowakei durch Nazideutschland im März 1939 sei für ihn spürbar geworden, wie «dieses Gift» in sein Heimatland «übergegriffen» habe. (4) Dann erst sei ihm bewusst geworden, dass er Jude sei. «Nach und nach spürt man, man ist sozusagen minderwertig.» Die meisten seiner Landsleute hätten bei dem, was sich da, Schritt für Schritt, Bahn brach, weggeschaut. Für die Wenigen, die weiter mit Juden verkehrt hätten, sei das womöglich eine «Art von Widerstand» gewesen. «Aber Sie empfinden es als eine Art von Mitleid, und Mitleid verletzt in solchen Fällen.» Jüngeren Leuten, die sich für den schleichenden Prozess der Ausgrenzung interessierten, empfehle er, «sie sollten einmal versuchen, nur einige Wochen auf das zu verzichten, was das normale Leben normal macht». Und konkretisiert: «Jedes Restaurant, jede Vergnügungsstätte, jedes Theater und jedes Kino ist für mich verboten. Dort ist überall eine In-

schrift, du und deinesgleichen dürftest nicht rein. Ich darf kein Radio im Haus haben [damals, in den Dreissigerjahren, habe es ja noch keine Fernseher gegeben, erläutert er 1987], ich darf überhaupt keinen Gegenstand im Haus haben, der irgendwelches Vergnügen bringt. Und wenn man dich mit jemandem sieht, mit dem du nicht verkehren darfst, wird er bestraft, du verursachst seine Bestrafung. Zuletzt bleibst du allein, in den vier Wänden, mit deinen Büchern. Das ist das einzige, was dir noch bleibt, die Bücher, komischerweise, nimmt man dir nicht weg; aber zuletzt nimmt man dich weg – von den Büchern.» (4)

«Den Kopf können sie dir doch nicht abschlagen»

Versteckt bei Bauern, bei denen er als Knecht «für Unterkunft und Kost» arbeitete, habe ihm – kurz «nachdem meine Eltern deportiert worden waren» – ein Landarbeiter erzählt, er habe gehört, «in Lodz ginge es schlimm zu», dort würden Leute erschossen. Da habe er nur erwidert: «Unsinn. – So wenig Ahnung hatte ich damals.» (4) Und Wolfgang Benz verweist auf den verhängnisvollen Irrtum der in Deutschland nicht wirklich integrierten Jüdinnen und Juden, die sich bemühten, «die besten, kaisertreuesten, nationalbewusstesten Deutschen überhaupt zu sein» (3). «In fassungslosem Entsetzen erkannten viele erst in den Ghettos und Vernichtungslagern im Osten, dass ihre Kriegsauszeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg nicht das Blech wert waren, aus dem sie gestanzt wurden.» Als Richard Glazar die Aufforderung erhielt, sich am 8. September 1942 bei einer Sammelstelle in Prag für den Transport in das Ghetto Theresienstadt zu melden, da habe er keinen Moment an Flucht gedacht. Habe nach dem Attentat auf den Chef des Reichssicherheitsamtes sowie stellvertretenden Reichsprotektor in Böhmen und Mähren Reinhard Heydrich – durch tschechoslowakische Exilkreise in London sowie den tschechischen Widerstand im Land selbst vorbereitet und durchgeführt –, habe nach dem Tod Heydrichs gewusst, dass er mit einem allfälligen Untertauchen die ganze Bauernfamilie «schwer gefährdet» hätte. So viel wusste er doch. Täglich seien die Zeitungen, als Folge der Vergeltungs- und Abschreckungsmassnahmen, «voll von Namen derjenigen» gewesen, «die standrechtlich hingerichtet wurden, weil sie den Führer und seine Leute beleidigten, weil sie dem deutschen Reich feindlichen Elementen Unterschlupf gewährten – oder auch den Juden» (4).

Er sass allein, ohne Familie, in diesem Zug nach Osten. «Als ich zuerst ins Ghetto Theresienstadt und später in das Vernichtungslager Treblinka kam, da war ich immer allein und musste mich nicht um meine Nächsten sorgen. Das war die glückliche Lage, und vielleicht kann ich heute deshalb über alle die Geschehnisse mehr oder weniger unbefangen und mit einem gewissen Abstand reden.» Erklärt er mir 1987. Noch konnte er sich an diesem 8. Oktober 1942 nicht vorstellen, dass jene, die mit ihren Liebsten im gleichen Zug sassen, diese in den nächsten Stunden verlieren würden, während er alleine hinfuhr, alleine zurückkehren und die Mutter – die Theresienstadt, Auschwitz und Bergen-Belsen überlebte – 1945 in Prag wieder treffen würde. Fuhr mit tausend anderen ostwärts. Alle

ahnungslos. «Der alles beherrschende Gedanke war – den Kopf können sie dir doch nicht abschlagen. Du bist jung, du bist gesund, du bist kräftig, ich habe überhaupt nicht daran gezweifelt, dass ich überlebe, bis irgendwann zum Kriegsende, soll es dauern, wie lange es mag.» (4)

«Man zahlte nur die einfache Fahrt. Nur für die Wachen war die Rückfahrt inklusive»

Sie sassen in normalen Personenwagen, nicht in Viehwaggons, wie die polnischen Juden, die er später in Treblinka würde ankommen sehen. «Die haben mehr oder weniger gewusst, was ihnen bevorsteht.» Würde er dann erfahren. Aber sie seien während der zwei Tage langen Fahrt – «Wir sind normal gegessen, verhältnismässig bequem, nicht so hineingepfercht» (4) – davon ausgegangen, sie würden in ein anderes Ghetto in Richtung Osten deportiert. Claude Lanzmann erzählt er, alle Plätze in diesen Wagen seien besetzt gewesen. «Konnte man sich nicht selber wählen, das war alles nummeriert, das war alles zugewiesen.» (7) Und der Historiker Raul Hilberg gibt in Lanzmanns «Shoah» zu Protokoll: «Die Reichsbahn war bereit, jede Ladung gegen Bezahlung zu befördern. Also konnte sie auch Juden nach Treblinka, Auschwitz, Sobibor und anderen Orten befördern, solange diese Transporte nach den geltenden Kilometertarifen bezahlt wurden... Man zahlte nur die einfache Fahrt. Nur für die Wachen war die Rückfahrt inklusive.» Das heisst, die Verantwortlichen mussten wissen, wohin diese einfachen Fahrten gingen, wussten, dass all diese Menschen keine Touristinnen und Touristen waren, Treblinka kein Kurort. Obwohl es das *Mitteeuropäische Reisebüro* war, «das sich mit der Buchung, dem Fahrtenverkauf befasste», wie Hilberg Lanzmann bestätigte: «Es war das offizielle Reisebüro! Es beförderte Menschen in Gaskammern und Urlauber an ihre bevorzugten Ferienorte. Es war dasselbe Büro, dasselbe Verfahren, dieselbe Fakturierung. Kein Unterschied. Und jeder machte diese Arbeit, als sei es das Normalste auf der Welt. Aber das war es nicht! Nein, das war es nicht.» (7)

Am 10. Oktober erreichte der Zug Malkinia. «Das klang Polnisch» (4). Dann müssen die von der Feldgendarmarie bewachten tausend Passagiere den Fluss Bug überquert haben, den Richard Glazar und Karl Unger im folgenden Sommer, 1943, durchschwimmen würden. Nach ihrer Flucht. Dabei hätten sie in ihrer befreiten Euphorie Witze gemacht. «So auf die Art – (Gnädige Frau, wie ist das, wenn man in so einer schönen Sommernacht im Bug badet).» Kurz darauf habe er, 1942, an einem Eisenbahnhäuschen die Inschrift «Treblinka» gesehen. «Dann ist der Zug von der Hauptstrecke abgebogen, und es ging fast durch den Wald oder dem Wald entlang.» Als die Wagen wieder angehalten wurden, sah er, was sich so tief in sein Gedächtnis eingrub, dass er es sowohl Claude Lanzmann als auch mir erzählt und in seinem Buch festhält: «Kühe weideten dort, bei ihnen ein Hirtenjunge, barfuss – wie ausgeschnitten aus einer alten Fibel – starrte er aus der Ferne den Zug an. Jemand rief ihm durch das spaltbreit geöffnete Fenster etwas zu. Auf die Entfernung und dazu noch in Tschechisch konnte der Junge nichts verstehen. Nur das Rufen hat er gehört und die fragenden Blicke der Leute hinter den Scheiben gesehen. Er fasste

sich mit beiden Händen am Hals, machte eine drosselnde Bewegung, riss die Augen auf, streckte die Zunge heraus – so wie die Buben ihre Spässe treiben. Nur einen Augenblick verharrte er so, dann drehte er sich um und rannte zurück zu den Kühen.» (1)

«Wozu soll es gut sein, Leute zu warnen, die absolut machtlos sind?»

Viele Jahre später bestätigten Bauern von Treblinka Claude Lanzmann, sie hätten vor den Juden, die mit «normalen Zügen» gekommen seien – «Es gab auch einen Speisewagen, sie durften trinken, sie durften auch herumgehen.» –, vor denen hätten sie «diese Geste» gemacht. «Dass man ihnen die Kehle durchschneiden wird... und die Juden ... glaubten es nicht.» (7) Lanzmann bezeichnete diese Geste in einem Gespräch mit Heike Hurst als sadistisch: «Wozu soll es gut sein, Leute zu warnen, die absolut machtlos sind? ... Sie haben nicht die geringste Möglichkeit, irgend etwas zu unternehmen, und draussen gehen lachend junge Männer und machen so. [Er führt die Geste vor.] Wenn das eine Warnung sein soll, und wenn die anderen sie verstehen, dann wird sie ihnen die letzten Augenblicke des Lebens noch schlimmer machen. Die jungen Männer draussen wissen das sehr wohl – darum nannte ich diese Geste sadistisch.» (7) Sie hätten dieser Gebärde keine grosse Aufmerksamkeit geschenkt, wird Richard Glazar in «Shoa» berichten, «wir konnten uns das nicht erklären». Der grüne, sattgrüne Zaun – den er später in den Titel seiner Erinnerungen rücken wird – und die Zufahrtsrampe hätten ihn vermuten lassen, dahinter verstecke sich wahrscheinlich «ein grosser landwirtschaftlicher Betrieb». Da habe er sich gesagt: «Das ist Landwirtschaft, da wird Vieh sein, mit Vieh kenne ich mich aus – gut.» (4)

Kurz darauf wurde geschrien: «Aussteigen, alles aussteigen, schweres Gepäck zurücklassen.» Er sei, so seine Erinnerung, der Letzte in der Reihe der Männer gewesen. Die Frauen seien auf die eine, die Männer auf die andere Seite eines Platzes gestellt worden. Und rundherum wieder dieser hohe grüne Zaun, der das mörderische Treiben verbergen sollte. «Es hiess «Entkleiden», ganz nackt, wir gehen in ein Desinfektionsbad und dann zur Arbeit. Na gut, habe ich mir gesagt, das ist so üblich, das habe ich auch schon erlebt.» (4) Auch da habe er «noch überhaupt keinen Zweifel gehabt, keine Furcht». Er habe gesehen, wie die Frauen mit den Kindern in einer Baracke verschwunden seien. «Wir, die Männer, sind draussen geblieben, ich war auch schon entkleidet, ganz nackt, und die ganze Schlange hat sich schon in Bewegung gesetzt.» In einer Ecke habe er gesehen, dass die SS-Männer «einige von uns irgendwie ausgesondert» und die sich wieder angezogen hätten. Im Vorbeigehen habe sich ein SS-Mann umgedreht, habe ihn angeschaut und befohlen: «Komm, komm, du auch, du auch, kommkommkomm, komm raus, zieh dich wieder an, stell dich zu den anderen, zieh dich wieder an, keine Uhr, kein Messer, und ihr werdet da arbeiten.» So habe sich SS-Unterscharführer August Willi Miete – in Treblinka «der Todesengel» oder «der krumme Kopf» genannt – einen «Zeugen seiner gekonnten Genickschüsse eigenhändig herausgeholt». (4) Was Richard Glazar rund zwanzig Jahre später aussagen

würde. Am 3. September 1965 wurde August Miete wegen Beteiligung am Massenmord von mindestens 300'000 Leuten schuldig gesprochen.

«Vater, Mutter, Bruder – die sind alle baden gegangen»

Wieder angezogen wurde er von diesem Platz weggeführt, in eine Baracke, mit einer anderthalb Meter hohen Schicht, einer einzigen Masse «von allem Möglichen, was der Mensch in seinem Alltag braucht – Bettlaken, Kleidungsstücke, Schuhe, Geschirr» (4). Es sei ein «eifriger Betrieb» gewesen. «Irgendwelche Leute sortierten die Sachen, packten sie in Leintücher oder grössere Textilstücke, machten Bündel daraus, warfen sich diese Bündel auf die Schulter und liefen aus der Baracke wieder heraus.» Er habe «herausgespürt», dass er dasselbe machen sollte. Und habe, wie die anderen, begonnen, Bündel zu machen, hin- und herzulaufen, «dauernd im Laufschrift, sonst kriegt man Schläge, wird man beschleunigt durch die Schläge». Nach und nach habe er in diesem HinundHer, in diesem Geschrei und Geknüppel noch nicht die volle, aber die grobe Wahrheit über Treblinka erfahren. «Es war ein Vernichtungslager par excellence. Keine Selektion, kein Tätowieren von Nummern – wie in Auschwitz. Direkt aus den Zügen sind die Leute in das, in Anführungszeichen, «Desinfektionsbad» dirigiert worden. Mit ganz wenigen Ausnahmen, die man als Arbeitsklaven ausgesondert hat, nur so viele, dass man den Stand ergänzen konnte, weil viele von uns, die man herausgeholt hat, die haben nicht den ersten Tag, nicht einmal die ersten zwei, drei Stunden überlebt.» (4)

Er habe sich danach gesehnt, dass man auch Karl Unger – der mit seiner Familie im anderen Teil des Zuges war – aussondere. «Und tatsächlich, in der Gruppe, die man aus dem zweiten Teil herausgeholt hat, habe ich ihn erblickt.» Er sei zu ihm gekommen, unterwegs habe er schon erfahren, was da geschah, habe zu ihm nur gesagt: «Richard... Vater, Mutter, Bruder – die sind alle, wie es in Treblinka hiess, baden gegangen, in die Gaskammer.» (4) Dann, so erzählt er in Lanzmanns Shoah-Dokumentation, habe er «dem Carel» gesagt: «Es ist ein Riesensturm, wir sind auf einer wilden See. Und wir sind Schiffbrüchige. Wir leben noch. Und wir dürfen jetzt nicht viel machen. Wir müssen uns nur, so wie die Wellen kommen, uns auf die Wellen legen und irgendwie immer jede weitere Welle erwarten und über die Welle kommen. Nichts weiter.» (7) Wie Zwillinge seien sie von diesem Moment an gewesen, zusammengeblieben, die ganze Zeit, bis zum Aufstand – und dann zusammen geflüchtet. «Bis zum Kriegsende überlebt, zusammen, immer zusammen» (4).

«Sie waren nichts als Ware»

An Zukunft dachte Richard Glazar an diesem 10. Oktober 1942 vermutlich nicht. An dem er gemäss eigener Angabe nachmittags um vier auf dem sogenannten «Entkleidungsplatz» – wie er später erfuhr – im letzten Moment aufgefordert worden war, sich wieder anzuziehen. Da galt «jetzt nur – von einer Minute auf die andere überleben» (4). Auch in Treblinka gab es einen «Feierabend», es wurde Nacht, und die noch lebten, wurden «in eine Baracke hineingetrieben, dort war nichts, nur Boden und Sand, überall in Treblinka war Sand, und jeder ist einfach erschöpft zu Boden gefallen» (4), erinnert er sich rund 45 Jahre später an diesen Tag, der für ihn, zynischerweise, auch ein glücklicher war. «Ich hab das nur im Halbschlaf irgendwie gehört, dass sich manche aufgehängt haben», erzählt er, als die Kamera für den Film «Shoah» läuft. «Man hat es schon in dem Moment fast normal empfunden. Und so war auch normal, dass hinter jedem, hinter dem sich Treblinkas Tor geschlossen hat, war Tod, musste Tod sein, weil er durfte nicht, nie Zeugenschaft ablegen. Und das habe ich also nach den ersten drei Stunden in Treblinka schon gewusst.» (7)

SS-Unterscharführer Franz Suchomel – den Gitta Sereny als einen «der zuverlässigsten Zeugen unter den überlebenden SS-Mannschaften aus der Euthanasie und den Vernichtungslagern» (9) bezeichnet – traf, mit sieben anderen, knapp zehn Tage nach Richard Glazar in Treblinka ein. In «Shoah» gibt er an, vorher nicht gewusst zu haben, «dass dort Menschen getötet werden». Man habe nur gesagt: «Der Führer hat Umsiedlungsaktionen angeordnet. Das ist ein Führerbefehl! ... Man hat nie gesagt, töten.» Nach der Ankunft habe ihnen «der Spiess, also der Stadie» das Lager gezeigt. Der Krankenpfleger Otto Stadie war vom Sommer 1942 bis Juli 1943 Verwaltungsleiter in Treblinka. «Und als wir hinaus kamen, gingen gerade die Türen auf von der Gaskammer, und die Menschen fielen heraus wie Kartoffeln. Das hat uns natürlich erschreckt und entsetzt. Wir sind weggegangen, sind unten gesessen auf unseren Koffern, und wir haben geweint wie alte Frauen. Juden, die man ausgesucht hat, jeden Tag hundert Mann, die haben die Leichen in die Gruben geschleppt. Diese Juden, die wurden am Abend von den Ukrainern in die Gaskammern gejagt oder erschossen. Täglich.» (7)

«Wenn Sie einen Ameisenhaufen vertilgen wollen, ist es fast ausgeschlossen, dass Sie alle die Ameisen vertilgen»

«Warum ich es war, der Treblinka überlebt hat, das weiss ich bis heute nicht.» Antwortet Richard Glazar Ende der Achtzigerjahre, da war er 67 Jahre alt, auf die von mir so nicht gestellte Frage. Er habe für sich so eine Philosophie oder Theorie aufgestellt. Das sei das «Zusammenfallen von Gesetzmässigkeit und Zufall». Konkret: «Wenn sich ein Dachziegel löst und dann durch Schwerkraft nach unten fällt, das ist eine Gesetzmässigkeit. Aber wenn zufällig Sie unter dem Dach vorbeigehen und der Ziegel Ihnen auf den Kopf fällt, das ist Zufall. Und wenn es zu diesem Zusammenfallen von Gesetzmässigkeit und Zufall kommt, dann geht man entweder unter oder man überlebt. Und wenn Sie einen Amei-

senhaufen, einen grossen Ameisenhaufen vertilgen wollen, dann ist es fast ausgeschlossen, dass Sie alle die Ameisen vertilgen. Sie vertilgen vielleicht 99.8% oder noch mehr, aber einige Ameisen doch entkommen, irgendwie. Das ist die Gesetzmässigkeit. Und wenn zufällig, jetzt nicht die Ameise, sondern der Mensch, der rein zufällig Richard Glazar heisst, wie ich ... na, dann ist es Zufall. Und daran glaube ich.» (4)

Alle Juden und Jüdinnen müssen sterben. Das war das Gesetz von Treblinka. Zufall war es, dass die «Zwillinge» die ersten Wochen überlebten und ihnen dann «der grosse Organisator» (4) Franz Stangl – seit September 1942 Kommandant von Treblinka, vorher von Sobibor – einen «festen Arbeitsplatz» verschaffte. «Es sind seltsame Änderungen im Gange», notiert Richard Glazar in seinen Erinnerungen. «Man erschiess, wechselt aus und ersetzt uns nicht mehr so oft wie früher.» (1) Stangl habe, im November/Dezember 42, entschieden, konkretisiert er in «Shoa», «es wäre besser, eingearbeitete Leute zu haben..., spezialisiert für die verschiedenen Arbeiten, sei es Sortieren, sei es Leichenschleppen, sei es Haarschneiden den Frauen, und so weiter.» (7) Paradoxerweise erleichterte das «System der Stabilisierung und Spezialisierung..., die neue, effektive Organisation der Arbeitsklaven» (1) auch Vorbereitung und Organisation des Aufstands.

Der ehemalige österreichische Kriminalpolizist Franz Stangl machte im Rahmen der «Aktion T4» erste Erfahrungen in der Organisation des Tötens. Als Verwaltungs- und Büroleiter war er mitverantwortlich für das Vergasen von geistig und körperlich Behinderten in der Tötungsanstalt Hartheim in Oberösterreich. In seinem Urteil vom 22. Dezember 1970 – Lebenslänglich wegen «Beihilfe zum Mord an 900'000 Menschen» (9) – schreibt das Landgericht Düsseldorf über Stangls Tätigkeit in Treblinka: «Der tägliche Ablauf der Massentötungen und des übrigen Lagerbetriebes hatte sich alsbald eingespielt. Der Angeklagte konnte sich daher im Wesentlichen darauf beschränken, die Abfertigung der Transporte und den sonstigen Lagerbetrieb durch Kontrollgänge und Inspektionen in beiden Lager teilen zu überwachen oder das gesamte Lager vom Erdwall aus zu beobachten.» (11) Bei seiner ersten Vernehmung erklärte Stangl selbst: «Ich bin zwar Kommandant des Lagers Treblinka gewesen, habe aber mit der Tötung der Juden im Lager nichts tun gehabt.» (10)

**«Ich bin zwar Kommandant des Lagers Treblinka gewesen,
habe aber mit der Tötung der Juden im Lager nichts tun gehabt»**

In den Gesprächen der Publizistin Gitta Sereny «mit dem Henker» (9) wird immer wieder beklemmend sichtbar, wie Stangl versucht, sich der Verantwortung für das, was er verantwortete, zu entziehen. Als Stanislaw Szmaizner, ein Überlebender von Sobibor, in seiner Aussage vor Gericht beschrieb, wie SS-Offiziere, darunter Stangl, in die Menge geschossen hätten, bestand der darauf, «niemals in eine Menschenmenge geschossen zu haben». «Stangl fiel mir besonders auf», so Szmaizner, «weil er eine weisse Jacke trug – das stach hervor. Und er schoss auch. Ich kann nicht sagen, ob er jemanden getötet hat oder ob überhaupt jemand durch diese Schüsse getötet wurde oder nicht. Aber geschos-

sen haben sie auf jeden Fall. Nein, ich kann nicht sagen, ob Stangl in die Menge oder über deren Köpfe schoss – die schossen alle. Der Zweck war, uns alle in eine Richtung zu treiben, durch ein Tor und eine Art von Korridor auf einen anderen (Platz.)» «Diese Anschuldigung», schreibt Sereny, «schien ihn mehr zu empören als alles andere. Er schien die Tatsache ausser acht zu lassen, dass genau diese Menschen – ob er nun in die Menge geschossen hatte oder nicht – nach weniger als zwei Stunden ohnehin tot sein würden. Und zwar durch Handlungen, die unmittelbar seiner Kontrolle unterstanden.» (9)

Richard Glazar beschreibt Stangl, der sein «Herrschaftsgut» besichtigte, so: «Er hatte keine schwere Karbatsche wie alle anderen SS-Männer, sondern nur eine leichte Reitpeitsche und immer helle Hirschlederhandschuhe, auf dem Kopf ein Schiffchen, einige Finger der rechten Hand an der Brust in der eng anliegenden grünen Uniformjacke eingehängt... So wie er einzig und allein vom Wall herabblickt, so hält er Abstand von allen und Überblick von oben herab über alles. Von unten aus der Kommandaturbaracke kommt er nur selten in den Betrieb nach oben, jeglichen Kontakt mit den Arbeitsjuden wie auch mit den ukrainischen Wachmännern meidend... Robert sagt, dass dieser erhabene Herr mehr als die andern wissen und auch mehr auf dem Gewissen haben wird. Der sei in einer Position, dass er selber weder schießen noch mit der Peitsche zuschlagen muss.» (1)

«Wenn Sie mir danken wollen, dann können Sie es natürlich tun»

Gegenüber Gitta Sereny besteht der «Burgherr» (1) darauf, er habe Kontakt zu «Arbeitsjuden» gehabt – «ganz freundliche... Ausser meinen spezifischen Aufgaben war es genau das, was mich freute: menschliche Beziehungen». Und er meint, das mit seiner «Beziehung» zu Blau beweisen zu können, den er zum Koch im «unteren Lager ernannt» habe. «Er wusste, dass ich ihm helfen würde, wann immer ich konnte. Eines Tages klopfte er in der Frühe an meine Bürotür, stand habt acht und bat um Erlaubnis, mit mir zu sprechen. Er sah sehr besorgt aus. Ich sagte: (Natürlich, Blau, kommen Sie herein. Was haben Sie denn auf dem Herzen?) Er antwortete, es wäre wegen seinem 80jährigen Vater. Er sei mit dem Morgentransport angekommen. Könnte ich nicht etwas tun? Ich sagte: (Nein, wirklich, Blau, das ist unmöglich, das verstehen Sie doch; ein Achtzigjähriger...) Er erwiderte schnell, dass er das natürlich verstünde. Aber könnte er mich um Erlaubnis bitten, seinen Vater ins (Lazarett) (anstatt in die Gaskammer) bringen zu dürfen? Und könnte er seinem Vater vorher in der Küche etwas zu essen geben? Ich antwortete ihm: (Gehen Sie und tun Sie, was Sie für das Beste halten, Blau. Offiziell weiss ich von nichts. Aber inoffiziell können Sie dem Kapo von mir sagen, es geht in Ordnung.) Als ich am Nachmittag zurück ins Büro kam, wartete Blau schon auf mich. Er hatte Tränen in den Augen, stand habt acht und sagte: (Herr Hauptsturmführer, ich möchte Ihnen danken. Ich habe meinem Vater zu essen gegeben und ihn ins (Lazarett) gebracht – es ist alles vorüber. Ich danke Ihnen sehr.) Ich antwortete: (Ja, Blau, da ist gar nichts zu danken, aber wenn Sie mir danken wollen, dann können Sie es natürlich tun.)» Auf die Frage, was mit Blau und seiner

Frau geschehen sei, habe er dieselbe Antwort wie immer gegeben: «Ich weiss es nicht.» Was er erzählt und wie Stangl über seine «Beziehung» zum Koch Blau gesprochen, «war für mich das krasseste Beispiel einer korrumpierten Persönlichkeit, dem ich je begegnet war, brachte mich nahe daran, das Projekt aufzugeben», schreibt Sereny. (9)

Das «Lazarett» übrigens war «eine getarnte Schiessstelle, versehen mit einem Emblem des Roten Kreuzes» macht Richard Glazar klar. Wenn die Transporte angekommen seien, habe es geheissen, «die Alten, die Gebrechlichen, kleine Kinder mit Frauen, die nicht schnell genug laufen können, kommen ins Lazarett zur Untersuchung». Den Rest erledigte Unterscharführer August Miete – «der mich herausgeholt hat» – «durch einen gekonnten Genickschuss oder, wie wir sagten, durch eine einzige Pille» (4). Wie Franz Stangl seine mörderische Organisation vor sich selber kaschierte, verrät sein «Déjà-vu» Jahre später in Brasilien. Sein Zug habe in der Nähe eines Schlachthofes angehalten, erzählt er Gitta Sereny: «Die Viecher trotteten an den Zaun heran und starrten auf den Zug. Sie waren ganz nahe vor meinem Abteilfenster, dicht gedrängt, und sie starrten mich durch den Zaun an. Da dachte ich: Schau dir das an; das erinnert dich an Polen; genauso vertrauensvoll haben die Leute dort geschaut – gerade bevor sie in die Konservenbüchsen gingen... Nachher konnte ich nie mehr Büchsenfleisch essen. Diese grossen, runden Augen... die mich treuherzig anstarrten... ohne zu ahnen, dass sie nur Augenblicke später alle tot sein würden.» (Schweizer Soldaten nannten Fleischkonserven der Armee noch bis in die Neunzigerjahre «gschtampfte Jud».) Auf die Nachfrage «Dann haben Sie sie also nicht als Menschen gesehen?» habe er geantwortet: «Ware, sie waren nichts als Ware.» (9) Habe seine Hand gehoben und dann verzweifelt fallen lassen.

**«Vielleicht brauchten die Juden diesen enormen Ruck,
um ein wirkliches Volk zu gründen»**

Die Frage von Gitta Sereny, auf die Frau erst einmal kommen muss – «Wenn Sie jetzt zurückdenken, sehen Sie irgendeinen Sinn in diesen grauenhaften Dingen, die damals getan wurden?» –, scheint ihn irgendwie zu entlasten: «Ja, ich bin sicher, dass es gewollt war. Vielleicht brauchten die Juden diesen enormen Ruck, um sich zusammenzuschliessen, um ein wirkliches Volk zu gründen, um sich miteinander zu identifizieren.» Der Nationalsozialismus als Geburtshelfer von Israel. Und zuletzt der liebe Gott. Den habe er mit seinem Satz gemeint, bestätigt er. Und provoziert Sereny zur Frage: «War Gott in Treblinka?» Seine Antwort: «Ja. Wie hätte es sonst geschehen können?» Gott sei eben «gut und böse». Gesetze würden von Menschen gemacht, «und auch der Glaube an Gott hängt von Menschen ab». Wird der Mann philosophisch. Der Mann, der in HartheimSobiborTreblinka für den Mord an Hunderttausenden verantwortlich zeichnete.

Nur zwei Mal in den rund 70-stündigen Gesprächen im April und Juni 1971 nimmt Franz Stangl gegenüber Gitta Sereny das Wort «Schuld» in den Mund. Zum ersten Mal schon am zweiten Tag. Wegen eines «vergleichsweise harmlosen Versagens in der Zeit des «Anschlusses»» (9) sei es plötzlich «leidenschaftlich» aus ihm herausgebrochen: «Ich hasse ...

ich hasse die Deutschen. Ich hasse sie für das, in was sie mich hineingezogen haben. Ich hätte mich 1938 umbringen sollen. Damals hat es für mich begonnen. Ich muss mich zu meiner Schuld bekennen.» Und im letzten Gespräch betont er zuerst einmal mehr: «Mein Gewissen ist rein bezüglich dessen, was ich selbst getan... Ich selbst habe nie absichtlich jemandem weh getan...» Dann habe er geschwiegen. «Zum ersten Mal in diesen vielen Tagen half ich ihm nicht.» Protokolliert Sereny und wartet, bis er weiterspricht. «Aber ich war dabei... Also ja, in Wirklichkeit bin ich mitschuldig... Meine Schuld ist, dass ich noch da bin. Das ist meine Schuld... Ich hätte sterben sollen.» Sereny lässt ihn nicht so davorkommen. «Das sagen Sie jetzt. Aber damals?» Und er gesteht, im Juni 1971: «Das ist wahr. Ich hatte dann noch 20 Jahre, 20 gute Jahre. Aber glauben Sie mir, jetzt wäre es mir lieber, ich wäre gestorben, als das hier...» Er meint offensichtlich die Gefängniszelle. «Stangl starb», so Sereny, «19 Stunden später, kurz nach Mittag des nächsten Tages, an einem Herzinfarkt.» (9)

«Abhängig vom Tötungsprozess»

Wer sich das Unvorstellbare – Richard Glazar nennt Treblinka auch ein «Mysterium» oder ein «grauenhaftes, schauerhaftes Märchen» – vorstellen will, muss in seinem oder ihrem Kopf Platz schaffen für Bilder, die anders sind als jene aus Film und Fernsehen, die uns so beunruhigend vertraut erscheinen. Anders auch als das bekannte Lagerkleid aus Dachau, das der Gewerkschafter und Sozialdemokrat Albert Mülli – nachdem er es, auch irgendwann in den Achtzigerjahren, in einer Stadtzürcher Wohnung aus dem Schlafzimmer geholt und mir gezeigt – in die Garderobe neben meine Lederjacke hängt. Und für einen kurzen Moment des Erschreckens wird real, was ich bis zu diesem Zeitpunkt nur aus Büchern und Filmen gekannt.

Die «Arbeitsjuden» in Treblinka trugen keine Häftlingskleidung. Wenn die Transporte gekommen seien, hätten sie sich Kleider nehmen dürfen. Die seien ja in Hülle und Fülle vorhanden gewesen. «Die zukünftigen Toten, die brauchen doch keine Kleidung.» (4) Schildert Richard Glazar die mörderische Wirklichkeit und zeichnet eine beklemmend irritierende Szenerie. «Ich habe Reithose aus feinsten Gabardine angehabt, blank geputzte schwarze Stiefel, darauf habe ich immer geachtet, gelbes Flanellhemd, Jacke aus grünem Samt und um den Hals ein buntfarbiges Seidentuch. So habe ich die Sachen sortiert, die Leichen zum Verbrennen geschleppt, aus den Waggons.» Es habe auch den SS-Leuten «imponiert, wenn in der Misere einer gut aussieht, gut gekleidet ist, immer rasiert.» (4)

«Das wertvolle Nebenprodukt»

Auf dem Sortierungsplatz, schreibt er, habe er irgendwann ein «Ledertäschchen mit komplettem Rasierzeug» gefunden. «So klein, dass man es in die Tasche stecken konnte. Es muss ein praktischer Mensch gewesen sein, der so etwas für den Transport mitnahm. Seitdem trage ich das kleine Rasierzeug immer bei mir.» (1) Und er hatte es auch dabei, als sie von jenem Teich in der Nähe Treblinkas westwärts flohen, durch den ganzen Krieg hindurch trug er es immer bei sich. «Das Rasierzeug in dem kleinen Etui hat für uns einen viel grösseren als nur praktischen Wert. In die rundliche Rasierseife sind vier kleine Brillanten eingedrückt. Von Willy Fürst und Salo Sauer, den beiden «Goldjuden», bekamen wir sie am Vorabend des Aufstands.» Für den Notfall, gewissermassen. Aber Karl Unger und er trafen eine Abmachung: «Wenn wir überleben sollten, dann müsse es ohne Hilfe dieser Brillanten sein. Niemals würden wir sie anders als zum Andenken verwenden.» (1) Aus den Brillanten fertigten die beiden «Zwillinge» später zwei gleiche Ringe, jeder einen für seine Frau. 2018 gibt Richard Glazar, der Sohn, an, das Ledertäschchen sei jetzt im tschechischen Staatsarchiv, die Brillanten «in unserem Besitz» (6).

«Was machen Sie, wenn man Ihnen sagt und Sie zwingt, morgen, übermorgen mit 25 Kilo in den Transport zu gehen – was nehmen Sie mit?» (4) Die Frage, gestellt von Richard Glazar, 1987, in einer Wohnung im Kanton Basel-Land, ist für mich eine hypothetische und ist es, zum Glück, bis heute geblieben. Aber die Hunderttausenden, die nach Treblinka deportiert wurden, die packten ein: «Warme Kleidung, die beste Kleidung, praktische

Sachen für den Alltag ... und das Wertvollste, was Sie haben ... Geld, Gold, Schmuck.» Immens sei der Reichtum gewesen, der sich in Treblinka angehäuft habe. Auch «Kleidungsstücke, an denen es überall mangelte». (4) Mitten im Krieg. Und die ganze Gegend, weit und breit, «schmarotzt auf diesem mit Mammon verseuchten Schlachthof. Alle haben Interesse daran, dass Treblinka weiter bestehe, dass es das wertvolle Nebenprodukt abwerfe – Geld, Gold, Diamanten». (1)

Irgendwann stellt der Schreibende dem Mann, der aus Treblinka zurückkam, die Fragen, die dem in der Gemütlichkeit Geborenen und in nachhaltiger Beschaulichkeit Lebenden eigentlich nicht zustehen. Die sich ihm, aufgrund des Gehörten, aber unwiderstehlich aufdrängen.

«Kein Platz für starke Gefühle, kein Platz, um Widerstand zu leisten»

Was waren Ihre Gefühle gegenüber diesem Geschehen? Sie haben am ersten Tag erkannt – da werden diese Leute zu Tausenden umgebracht. Sie haben ja dann, ich muss mir das so vorstellen, jeden Tag gesehen, wie die Leute gekommen sind, und Sie wussten, die sind tot. Hat es da Impulse gegeben, etwas zu tun, denen zu helfen?

«Die erste Zeit habe ich überhaupt keinen anderen Gedanken gehabt – nur irgendwie von einer Minute auf die andere überleben. Kein Platz für starke Gefühle, kein Platz, um etwas zu unternehmen, kein Platz, um Widerstand zu leisten.»

Haben Sie denn beispielsweise mit den Leuten, die in diesen Zügen gekommen sind, haben Sie mit denen gesprochen, wenn Sie da arbeiten mussten?

«Das ist nicht einmal, das ist ein paar Mal passiert. Als die Leute aus den Zügen gestiegen sind, dass einer von uns – aus Verzweiflung, um überhaupt etwas zu unternehmen – zwar nicht gebrüllt hat, weil die deutschen SS und die ukrainischen SS, die waren da, aber gezischt hat: (Leute, ihr geht alle auf den Tod, nehmt euch zusammen, los, stürzen wir uns auf die!) Wissen Sie, was passiert ist? – Alle, fast alle haben ihn angeschaut wie einen Verrückten, oder nicht einmal das, sie haben nicht einmal dazu die Zeit gehabt, in dem Durcheinander, dem Tumult. Jeder hat zuerst nach seinen Kindern geschaut, nach seiner Frau und nach seinem Gepäck. Das war seine grösste Sorge, und das ist jedem zum Verhängnis geworden. Dann haben wir gesehen – so geht das nicht, spontan kann da nichts passieren. Das muss durchdacht, das muss irgendwie planmässig ausgeführt werden.»

Ich denke mir, dass es in dieser «Tötungsfabrik» für Sie und die anderen, die überlebt haben, einen ganz schwierigen Konflikt gegeben hat. Einerseits hätten Sie nicht überleben können, wenn Sie die Arbeiten, die man Ihnen abverlangte, nicht gemacht hätten; um zu überleben, mussten Sie sich an diesem Geschehen beteiligen. Andererseits gab es schon erste Ideen und Versuche, Widerstand zu leisten. Aber der, erkannten Sie, musste

in gewisser Weise rational, vernünftig, geschickt sein. Dann könnte man aber auch irgendeine Verzweiflungstat machen, um nicht mitschuldig zu werden. Da ist doch eine gewisse Spannung – hatten Sie nicht zeitweise das Gefühl, ich mache mich mitschuldig am Mord dieser Leute, wenn ich einfach weiterarbeite?

«In der ersten Phase habe ich, und soviel ich vernehmen konnte, die anderen auch, haben wir uns nicht irgendwie mitschuldig gefühlt. Es ging nur darum, irgendwie, von einer Minute auf die andere, durchzuhalten. Es sind Leute von uns verschwunden, kaum hatten wir sie wahrgenommen. Erschossen worden. Oder einer, da kann ich mich erinnern, der ist zu den SS gegangen und hat offen gesagt, er möchte um das gleiche Schicksal bitten wie seine Familie, er wolle seiner Familie folgen – in die Gaskammer... Und selbstverständlich, sehr, sehr oft stand ich da beim Appell und habe zu mir selber gesagt, warum stürzt sich nicht einer von uns auf diesen SS-Mann, der heute zwei, drei von uns gequält und erledigt hat, fertiggemacht, getötet, ermordet hat, warum stürzt sich, in diesem Moment, nicht einer von uns auf ihn, reisst ihm den Revolver aus dem Halfter und erschießt ihn. Warum einer, warum nicht du, das heisst, warum nicht ich? – Aber es kam nicht dazu. Sie können es Mangel an Mut nennen. Sie können es aber auch Mangel an Fähigkeit nennen. Wissen Sie, es braucht auch gewisse Fertigkeiten dazu, gewisse Schulung vielleicht, wie man so einen Revolver entreisst, wie man ihn schnell entschert und den anderen erschiesst, und diese Fertigkeit hat niemand von uns gehabt...

**«Jetzt sind wir eigentlich eingearbeitet,
um fabrikmässig Totengräber eigener Leute zu sein»**

...Irgendwann im Herbst 42 haben wir die Auswirkungen des neuen Kommandanten, Franz Stangl, gemerkt. Man hat aufgehört, wahrscheinlich auf seinen Befehl, uns, die Arbeitsklaven, so oft auszuwechseln, zu erschiessen, wieder neue aus dem Transport zu holen, sondern man hat ständige Arbeitskommandos gebildet, eingearbeitete Arbeitskommandos. Ich selber habe damals beim Sortierungskommando gearbeitet, die Sachen sortiert, und musste einspringen, wenn man Tote aus den Waggons wegschleppen musste. Auf einmal, nicht auf einmal, nach und nach haben wir gemerkt, dass wir tatsächlich Teil der Tötungsmaschinerie sind. Zuerst war es uns willkommen, dass wir besser behandelt wurden, aber das ist zurückgetreten hinter das Gefühl, jetzt sind wir eigentlich eingearbeitet, um fabrikmässig Totengräber eigener Leute zu sein. Und dann im späten Herbst kam es zu Versuchen, aus Treblinka auszubrechen. Aber nach dem Fluchtversuch einer Gruppe hat uns der damalige SS-Oberscharführer Kurt Franz [er löste Franz Stangl im August 1943 als Lagerkommandant ab], er war einer der schlimmsten, angedroht – von jetzt an werden für jeden Fluchtversuch zehn von euch erschossen. Und das war vielleicht auch ein ausschlaggebendes Signal, dass wir gemeinsam etwas unternehmen müssen.» (4)

SS-Unterscharführer Franz Suchomel behauptet gegenüber Gitta Sereny, er habe Richard Glazar und anderen, ein paar Tage vor dem Aufstand im August 1943, empfohlen auszu-

brechen. «Sie erwiderten, sie könnten das nicht, weil es zu schrecklichen Massnahmen gegen die anderen führen würde. Wenn Sie das bedenken, so war das schon eine grossartige Einstellung. Und da soll noch jemand sagen, Juden seien nicht mutig! Ich sage Ihnen, ich habe die phantastischsten Juden kennengelernt!» (9) Richard Glazar hat das laut Sereny nicht bestätigt: «Ich weiss nichts von einem Rat Suchomels, dass wir ausbrechen sollten. Aber der Aufstand wurde vom November 1942 an geplant.» Hat den um möglichst präzise Darstellung Bemühten in diesem Punkt die Erinnerung getäuscht? Oder wollte sich der SS-Mann in ein möglichst günstiges, in ein judenfreundliches Licht rücken?

Überleben heisst, sich verstricken

Überleben heisst, sich verstricken. Bedeutet in einem Vernichtungslager, Teil von Tötungsprozessen werden. Das macht die Szene in «Shoa» mit Abraham Bomba, einem der Friseur in Treblinka, bis zur Unerträglichkeit deutlich. Anfänglich direkt in der Gaskammer, «ein Raum von etwa vier mal vier Metern» (7), später in der Auskleidungsbaracke hätten sie den Frauen die Haare schneiden müssen. Ein Kapo habe ihnen befohlen: «Friseur, ihr müsst so vorgehen, dass alle Frauen, die hier eintreten, glauben, dass sie nur einen Haarschnitt bekommen, eine Dusche, und dass sie anschliessend wieder hinausgehen.» Von Lanzmann – der sich entschuldigt «Es muss sein. Ich weiss, dass es hart ist, ich weiss, verzeihen Sie mir» – immer wieder darum gebeten, erzählt er schliesslich, wie die Frau und die Schwester eines seiner Freunde, einem Friseur aus derselben Stadt wie er, in die Gaskammer gekommen seien. «Er versuchte, mit ihnen zu sprechen, aber weder der einen noch der anderen konnte er sagen, dass dies der letzte Augenblick ihres Lebens ist, denn hinter ihnen standen die Nazis, die SS, und er wusste, dass er das Schicksal dieser beiden Frauen teilen würde, die schon so gut wie tot waren, wenn er nur ein Wort sagte. Und doch tat er für sie das Beste, blieb eine Sekunde, eine Minute länger bei ihnen, umarmte und küsste sie. Denn er wusste, dass er sie nie wiedersehen würde.» (7)

Um zu überleben, müsse man «in so einem Lager ... Sachen machen, wo man vor sich selbst dann ausspuckt» (4). Bekennt Richard Glazar. Immer wieder wurden er und seine Kollegen bei der Planung des Aufstands zurückgeworfen. Weil die SS irgendetwas witterte, massgebliche Figuren der Widerstandsorganisation umbrachte, permanent mit mörderischer Vergeltung drohte. Wegen technischer Pannen. Anfang 1943 dann Fleckfieber – auch als «Hunger-, Kriegs- oder Läuse typhus» bekannt (*Beobachter*). Tausend Leute seien auf sechshundert «dezimiert worden. Selbstverständlich, sobald die SS einen gesehen haben, der sich so dahinschleppt, hat es geheissen (Komm, komm, ins Lazarett)», erinnert sich Glazar, der irgendwann selbst angesteckt wurde, aber diesem Schicksal entging, weil seine Erkrankung in die Zeit der, SS-Sprache, «Transportflaute» fiel. «Es sind keine Transporte mehr gekommen, das ganze Lager war leer.» (7) Das bedrohte sowohl die SS-Schlächter als auch die «Arbeitsjuden». Keine Transporte hiess für Letztere Hunger (weil sie sich nicht mehr an den Esswaren der Todgeweihten bedienen konnten) und keine Arbeit. Keine Arbeit würde bedeuten – sie sind die nächsten, weil die Letzten, die

übrig geblieben. Und die werden nicht mehr gebraucht. Wer nicht gebraucht wird, muss sterben. Aber auch die SS-Schergen wollten, dass es weiterging, hatten Angst, sie müssten andernfalls an die Front. Hätten sich «alles Mögliche ausgedacht, haben aus uns Baukommandos gemacht, das ganze Lager in einen grossen, fast würde ich sagen, Park umgebaut – gepflasterte Wege, überall bunte Steine, zwar keine Blumen, Blumen wachsen nicht im Sand, alles lackiert, auf der Bahnhofsrampe eine Uhr, die ständig sechs Uhr angezeigt hat, gefälschte Inschriften – (Gepäckabfertigung), (Bahnmeisterei), (Zu den Zügen Richtung Bialystok), (Zum Bad) undsoweiter, undsoweiter.» (4) Und für die Kranken hätten sie sogar «eine kleinere Revierstube eingerichtet, mit einem Arzt, den sie schon früher aus dem Transport herausgeholt haben». Das bewahrte Glazar und den ebenfalls erkrankten Unger vor dem tödlichen «Lazarett».

«Morgen wird es mit dem Hunger vorbei sein»

In der Phase des grössten Hungers sei Kurt Franz gekommen und habe verkündet: «Ab morgen rollen die Transporte wieder an!» Erzählt Richard Glazar Claude Lanzmann. «Wir haben nichts gesagt, wir haben uns nur die ganze Zeit angeschaut, und jeder von uns hat gedacht: (Morgen wird es mit dem Hunger vorbei sein.)» Da seien sie schon wieder «voll beschäftigt mit Vorbereitungen des Aufstands» gewesen. Bis dann hätten sie überleben wollen. Als die Transporte aus dem «Sammellager in Saloniki» angekommen seien, mit reichen Leuten, die viel mitgebracht hätten, da habe sich «etwas entwickelt, was fürchterlich war ..., man hat sich auf die Sachen gestürzt... Die Transporte aus den Balkanländern brachten uns eine fürchterliche Erkenntnis: Wir waren die Fabrikarbeiter in Treblinka...» (7) Sie seien schon «so eingearbeitet» gewesen, dass die etwa 24'000 Juden aus den Balkanländern nach zwei, drei Wochen «weg von der Welt, weg von der Oberfläche verschwunden sind, alles weggeräumt – die Leute, die Sachen von den Leuten, und das Lager stand wieder da, leer wie vorher... (4) Wir waren abhängig von dem ganzen Fabrikationsprozess... das heisst Tötungsprozess in Treblinka...» (7) Das hätten ihnen diese Balkantransporte «so eindeutig, so krass gezeigt». Alle hätten sie Gefühle der Ohnmacht und der Machtlosigkeit, «ein Gefühl von Scham und Schande» gehabt. «Und ein Gefühl, es muss etwas passieren. Es darf keine kleine Aktion sein, es muss die Aktion von allen sein.» (7)

Es dauerte noch Wochen – aber am 2. August 1943 brannte Treblinka. «Auch wenn es schon scheint, dass das Wesen nichts mehr Menschliches an sich hat», erklärt mir Richard Glazar auf die Frage, was ihnen zu diesem Zeitpunkt die Kraft zu dem letztlich waghalsigen Unternehmen gegeben habe, «irgendwo tief in diesem Wesen schlummert doch eine gewisse Reserve, die schöpft keine Macht aus. Diese Reserve mobilisiert sich zu einem Zeitpunkt, an dem es die Macht, die dauernd auf der Hut ist, am wenigsten erwartet. Wir, und besonders die polnischen Juden, waren für die SS das allerletzte Pack, Feiglinge. Sie haben so etwas von diesen Leuten, die für sie keine Menschen waren, nicht erwartet. Es

waren so viele unter ihnen, die in ihrem ganzen Leben nie die Hand zur Faust geballt hatten. Diese Leute entschlossen sich doch zu solchem Aufstand.» (4)

Die Rückkehr ins (normale) Leben

Richard Glazars und Karl Ungers Flucht nach Westen endete in Nazideutschland. Und dort lebten sie bis zur Kapitulation, die eine Befreiung war. Einen Moment hätten sie sogar daran gedacht, in die Schweiz zu flüchten. Um «schon Zeugnis ablegen» zu können. «Heute weiss ich», so Glazar 1987, «mit aller Wahrscheinlichkeit wären wir, so wie es damals geschah, an der Grenze abgewiesen und ausgeliefert worden». Am 24. September 1943 stiegen sie am frühen Morgen in Mannheim aus dem Zug. «Nach einem fürchterlichen Fliegerangriff, überall lag noch Verputz und Schutt, und da haben wir uns gesagt – das sind die richtigen Zustände für uns. In diesem Durcheinander, wo immer wieder Bomben fallen, können wir überleben.» (4) Sie meldeten sich, wie auf der Transportanweisung vermerkt, in der Heinrich Lanz AG zur Arbeit. Die früher landwirtschaftliche Maschinen hergestellt hatte, in jenen Tagen aber «selbstverständlich auf Rüstungsindustrie» umgestellt worden war. Als sie sich im Lager Kleider holen konnten, brachte der Magaziner «zwei, drei Bündel von irgendwelchen Mänteln». Darunter die für Polen typischen «kurzen wattierten Mäntel». Immer zehn Stück pro Bündel. Sie hätten sich angeschaut und einander zugeflüstert: «Hast du diese Mäntel in Treblinka sortiert, den Judenstern abgetrennt, und gepackt, oder habe ich es gemacht?» (4)

In Deutschland, ausgerechnet in Deutschland, waren die beiden Juden – die sich auf der Flucht eine andere Identität zugelegt hatten – sicher. Als sie zum ersten Mal wieder ins Kino gingen, wunderten sie sich, da war «keine Inschrift (Juden – Eintritt verboten), nichts.» Dann sei ihnen klar geworden, «diese Stadt, Mannheim, aber auch die anderen Städte, die sind judenfrei». Schliesslich hatte Heinrich Himmler 1943 in einer seiner Geheimreden vor SS-Offizieren und Gauleitern, was die «Zwillinge» damals vermutlich nicht wussten, erklärt: «Es ist keine Weltanschauungsfrage, dass man die Läuse entfernt. Das ist eine Reinlichkeitsangelegenheit. Genauso ist der Antisemitismus für uns keine Weltanschauungsfrage gewesen, sondern eine Reinlichkeitsangelegenheit. Wir haben nur noch 20'000 Läuse, dann ist es vorbei damit in ganz Deutschland...» In diesem Kino hätten sie erkannt: «Niemand kommt da auf den Gedanken, es könnten in dem Kino irgendwelche Juden sitzen, also, wir sind keine Juden mehr.» An den Film kann sich Richard Glazar gut erinnern: Baron von Münchhausen mit Hans Albers. Und er habe sich gedacht: «Mensch, du träumst doch wirklich, das bist du, der aus Treblinka auf dieser Kugel zum Mond fliegt.» (4)

Rund anderthalb Jahre später ging das grosse Töten und Morden endlich zu Ende. Richard Glazar hat es in seinen Erinnerungen festgehalten: «Du Bestie, hier stehe ich oben auf einem deiner Trümmerhaufen und schaue auf dich herab, besaufe mich mit Wein und an dem Anblick, wie du krepierst. Weisst du, wer ich bin, wer wir sind? Welche Zeugenschaft wir mit uns, in uns tragen? Und jetzt, jetzt ist es uns vergönnt, die Zeugen deines Verendens, deiner Agonie zu sein.» (1) Jetzt konnten, jetzt mussten sie sagen, wer sie waren, woher sie wirklich kamen. In einer «Villa in Neuostheim, diesem noblen Vorort» seien sie zwei Tage lang «vernommen» und schliesslich in einen Raum geführt worden, in dem zwei höhere US-Offiziere offensichtlich in ihren mit Schreibmaschine protokollierten

Aussagen lasen. Schildert Glazar die Szenerie in seinem viele Jahre später veröffentlichten Buch.

Als der Jude beweisen musste, dass er Jude war

Der eine der beiden habe sie angesprochen. «Das klang wie jiddisch. Der hohe Offizier spricht wie die Juden in Polen, in Treblinka, sprachen. (Und beten, hebräisch, habt ihr auch nicht gelernt?) Der Offizier schaut uns direkt an. Na Servus, die glauben uns noch nicht so ganz. Und dieser da wird uns jetzt auf Hebräisch prüfen. Mein seliger Grossvater, der du mir alle die begangenen Sünden aufgezählt hast, als ich damals am Rosch-Haschanah, am Neujahrsfest, mit Pepi Horak, dem Goj, dem Nichtjuden, in die Synagoge kam, beide ohne Kopfbedeckung und an einer Pferdewurst kauend, Grossvater, der du im Ghetto Theresienstadt im eigenen Kot mit aufgeschnittenen Adern vor mir gelegen hast, hilf mir jetzt, dass ich mich erinnere. Wie ging das, wie klang das damals, als man ihm am Freitagabend, am Sabbat, gedankt hat? Das hab' ich mir doch gemerkt, weil es mir gefiel, dass man ihm nicht nur für Brot, sondern auch für Wein gedankt hat. (Boruch ato adonaj... hamauzi lechem min haeorec – das ist für das Brot. ...baure peri hagofen – das ist für den Wein.) Richtig schreiben könnte ich es nicht, weiss nicht einmal, wie die Laute, die Silben zusammengehören. Vielleicht hat der Offizierskapo da überhaupt nichts verstanden, ist an eine andere Aussprache gewöhnt? Jetzt dreht er sich um zu dem andern, der noch ein höherer Kapo zu sein scheint, und sagt, es sei (okay).» (1)

Das ist das Paradox in diesen Tagen, dass einer – der von den Nazis als Jude verfolgt und bis zur Gaskammer deportiert worden war – sich am Ende als Jude beweisen muss, weil Täter sich mit der Identität von Opfern davonzumachen versuchen. Und dieser Beweis fiel ihm schwer, weil er ja kein Jude war, wie die Nazis sich «die Juden» vorstellten. Und nicht nur die.

Bald danach ging es zurück in die alte Heimat, nach Prag. «Wir fuhren durch Deutschland, sahen die deutschen Städte in Schutt und Asche, wir, nach Treblinka, sagten uns – das ist gut so, da werden sich wahrscheinlich ein halbes Jahrhundert, wenn nicht länger, nur Leute wie Schatten in der Unterwelt bewegen, und es ist gut so.» (4) Er bestätigt, in diesem Moment habe er «ein grosses Gefühl von Genugtuung» gehabt. Aber bald danach «begannt eigentlich das normale Leben» (4). Ich will wissen, ob er nach dieser monatelangen Konfrontation mit dem massenhaften Sterben und Morden tatsächlich habe weiterleben können, als ob nichts geschehen wäre. Er sei von «dem ganzen Leben wieder mit- und hingerissen worden». Und erklärt sich das mit seinem damaligen Alter. «Ich bin als nicht ganz 25-Jähriger zurückgekehrt und habe mich nach dem Leben gesehnt, danach, all das zu geniessen, wovon ich in den gewagtesten Träumen in Treblinka geträumt habe.» (4) Er habe sein Studium möglichst schnell, in England, dann Frankreich, abgeschlossen. «Da war ich irgendwie auch meinen Eltern verpflichtet, meiner Mutter, die zurückgekehrt ist.» Aus Auschwitz und Bergen-Belsen. Aber auch sich selbst. Er habe grosse

Freude daran gehabt, wieder voll «in das Leben einzusteigen», vielleicht wäre er «nicht so eifrig gewesen», vermutet er, wenn er nicht «sowas wie Treblinka erlebt» hätte.

«Haben Sie mich direkt morden sehen oder nicht?»

Ich verweise auf andere, die nicht mehr in einer Welt leben konnten oder wollten, in der AuschwitzSobiborTreblinka Realität geworden und auch sie als Opfer versehrt hatten. «Es gab solche», nimmt er den Gedanken auf, «die haben so ein Lager erlebt, vielleicht kein Vernichtungslager, ein KZ-Lager, haben dann noch eine gewisse Zeit gelebt und dann ihrem Leben selbst ein Ende gesetzt. Es gab solche Fälle, aber das ist nicht mein Fall.» (4) Das könne er nicht. Nicht nach Treblinka. «Ich glaube, ich habe da noch etwas zu sagen; das alles, was ich Ihnen jetzt gesagt habe. Vielleicht bin ich hauptsächlich deswegen da.» Aber er kümmere sich auch um «ganz gewöhnliche Sachen», und manchmal, unter der Dusche, überfalle ihn der Gedanke, «jetzt zollst du doch Respekt dem Leben. Das ist das, diese Dusche, wonach du dich doch in Treblinka gesehnt hast». Seit 1949 sei er verheiratet, habe eine Tochter und einen Sohn. «Wir leben alle in der Schweiz, und wenn wir zusammenkommen, lachen wir sehr, sehr viel, haben immer sehr viel Spass miteinander.» (4) Als hätte das Leben, sogar nach Treblinka, das letzte Wort. Wenigstens bei Richard Glazar. Vermutlich vor allem auch dank seiner Frau, Zdenka Glazar-Vitkova. «Ich bin für ihn wie die Luft, die er zum Atmen braucht», habe sie «ihre eigene Funktion im Leben mit diesem Mann» beschrieben. Notiert Ute Benz. (12) Die Frau, die ihn, «nicht nur äusserlich, sondern auch innerlich anteilnehmend» überallhin begleitet habe, «wo er Zeugnis ablegte für die alle Vorstellungskraft seiner Zuhörer übersteigenden nationalsozialistischen Verbrechen an unschuldigen Menschen». (12)

Irgendwann, Anfang der Sechzigerjahre, sass er in einem Sitzungssaal des Düsseldorfer Landgerichts und wartete auf den Untersuchungsrichter. Dann habe er links unten, auf einer Bank, neben der ein Wachtmeister gestanden, einen Mann sitzen sehen. «In reiferem Alter, ich schaute näher hin, und es hat eine Weile gedauert, erst an den Augen habe ich ihn erkannt.» Es war SS-Obersturmführer Kurt Franz, den sie in Treblinka auch «Puppe» nannten. «Tausend Mal hätte er auf der Strasse an mir vorbeigehen können, so hätte ich ihn nicht erkannt.» Aber bei Gegenüberstellungen, «wenn man sie mir vorgeführt hat, habe ich sie alle erkannt». Er habe es vermieden, mit den Angeklagten direkt zu sprechen. Einmal habe ihn der Franz angeschrien: «Sagen Sie genau, haben Sie mich direkt morden sehen oder nicht?» Er habe sich an den Untersuchungsrichter gewandt und gesagt: «Der Angeklagte hat mich zwar nicht so angebrüllt wie in Treblinka, aber er hat mich doch gewissermassen angeschrien, wahrscheinlich hat er sich geistig zurückversetzt in die damalige Lage. Wenn Sie, Herr Untersuchungsrichter, mir jetzt diese Frage stellen – dann habe ich ihn morden sehen, eigenhändig...» (4) Und habe aufgezählt, in welchen Fällen. Kurt Franz wurde am 3. September 1965 «wegen gemeinschaftlichen Mordes an mindestens 300'000 Personen, wegen Mordes in 35 Fällen an mindestens 139

Personen und wegen versuchten Mordes zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt» (*Wikipedia*).

Ich kann mir gut vorstellen, wie Richard Glazar in diesen Verfahren Auskunft gab. Bedächtig, ruhig, emotionslos. «Er beeindruckte das Gericht nicht nur durch die Präzision seiner Darstellungen», schreibt Wolfgang Benz, «sondern auch durch die Ruhe, die scheinbar emotionsfreie Objektivität, die er ausstrahlte.» (3) Er weist mich in den Achtzigerjahren auf das juristische Dilemma hin, mit dem er bei seinen Aussagen gegen Leute, die an hunderttausendfachem Mord beteiligt waren, konfrontiert war: «Das Wichtige bei diesen Prozessen war, diesen Leuten ... einzelne Morde zu beweisen und die Begebenheiten genau zu schildern, sie in den richtigen Zeitraum zu platzieren.» (4) Und das zwanzig Jahre danach, über Situationen, in denen er, in Treblinka, dauernd mit dem Sterben und Morden anderer konfrontiert, selbst immer mit dem Tod bedroht war. «Das war für Leute, die sich durch ihre Gefühle leiten und verleiten liessen, sehr schwierig. Die wirkten dann nicht ganz glaubwürdig.» Deshalb habe er sich gesagt, «du bist vor einem Gericht, und jetzt musst du viel mehr deine Vernunft zur Hilfe nehmen als deine Gefühle, jetzt musst du möglichst kühl und nüchtern über all das aussagen, was du tatsächlich wahrgenommen hast. Nur so ist das Gericht, es war ein Geschworenengericht, zu überzeugen. Mit Gefühlsausbrüchen, das habe ich gewusst, nicht.» Keine Impulse, sich auf die Täter zu stürzen, keine Rachegefühle, keine Wut? «Neinnein, das wäre eigentlich... Rache wäre Vergeltung auf dem ähnlichen Niveau, da würde ich mich selber auf das niedrige Niveau dieser Leute herunterlassen.» (4) Gitta Sereny schreibt: «Ein Mann von Richard Glazars Integrität ist überall eine Seltenheit. Dass er Treblinka überlebte und in der Lage war, darüber zu berichten, ist beinahe ein Wunder.» (9)

«Alle haben auf Befehl gehandelt»

Enttäuschend sei für ihn die Erkenntnis gewesen, dass die Leute, die da vor ihm auf der Anklagebank sassen, gegen die er als Zeuge aussagte, dass das «nicht die ganz grossen Verbrecher» waren, «das sind eigentlich, mit Ausnahme des Lagerkommandanten, dieses Franz Stangl, das waren die kleinen gemeinen Verbrecher.» Nicht ein einziges Mal habe er – und er habe ziemlich oft ausgesagt – erlebt, «dass er einer aufgestanden ist und gesagt hat: (Ja, das habe ich gemacht, weil ich daran geglaubt habe, weil ich mich diesem System verschrieben habe. Ich habe geglaubt, es ist rechtens, und wenn ich es falsch gemacht habe, dann will ich jetzt dafür büssen.) Ich habe keinen solchen Fall erlebt. Jeder hat sich irgendwie rausreden wollen. Meistens war es der sogenannte Befehlsnotstand, das war das Übliche, er habe auf Befehl gehandelt. Alle haben auf Befehl gehandelt. Und wer hat es zuletzt befohlen? Mal Hitler in Nazideutschland, mal Stalin in Sowjetrußland.» Auch Lagerkommandant Paul Stangl – gegen den er «selbstverständlich auch ausgesagt habe» – beruft sich in den Gesprächen mit Gitta Sereny auf das Prinzip Gehorsam. Im Düsseldorfer Untersuchungsgefängnis, wo er auf das Ergebnis der Berufung gegen das 1970 gefällte Urteil, lebenslänglich, wartete: «Er habe nichts Unrechtes getan;

er habe stets Vorgesetzte gehabt; er habe nie etwas anderes getan, als Befehle zu befolgen; noch nie habe er persönlich einen Menschen verletzt. Was geschehen sei, sei eine Tragödie des Krieges gewesen und – traurig genug – Kriege gebe es immer und überall.» (9)

Noch eine Flucht und das Ende

«Nach der Hitler-Finsternis habe ich die Stalin-Finsternis in der vormaligen CSSR erlebt.» (1) Schreibt Richard Glazar auf der letzten Seite seines Buches «Die Falle mit dem grünen Zaun». Ähnliches sagt er in unseren Gesprächen gegen Ende der Achtzigerjahre des letzten Jahrhunderts. «Nach dem kommunistischen Putsch, 1948, hat mich eine andere, aber wieder eine Totalität erwischt. Ich habe gewusst – ich lebe jetzt wieder nicht in einer demokratischen, nicht in einer freien Gesellschaft. Ich habe gewusst – wenn es in der Morgendämmerung an der Tür klingelt, dass das meistens nicht der Milchmann ist, dass das wieder die zwei Herren in Ledermänteln sind, und die führen die Leute ab.» (4)

Dieser Vergleich des Überlebenden von Treblinka, so meine Erinnerung, irritiert mich, 1987, etwas. Obwohl ich selbst strukturelle Parallelen – Machtkonzentration, Führer- und Personenkult, Absolutsetzung einer Ideologie, Einparteiensystem, Unterdrückung und Ermordung Oppositioneller – sehe. Obwohl meine erste politische Aktion als Jugendlicher darin bestand, 1968 ein Flugblatt gegen den Einmarsch sowjetischer Truppen in die Hauptstadt des «Prager Frühlings» zu schreiben und auf dem Zürcher Bürkliplatz zu verteilen. Obwohl ich früh Alexander Solschenizyns «Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch» gelesen. Obwohl ich von Exil-Tschechoslowaken, heute Migrantinnen – u.a. wegen eines Gedichts zur Selbstverbrennung eines Prager Studenten – zu einer Gedenkfeier des Jan-Palach-Clubs in der Schweiz eingeladen worden war. Obwohl ich mit Genossinnen und Genossen immer wieder darüber stritt, dass eine Utopie nur eine Utopie, wenn der Weg zu ihrer Verwirklichung nicht mit ZwangzumGlück und Leichen gepflastert sei. Obwohl es – jenseits irgendwelcher «makabrer arithmetischer Vergleiche» (13) – für die Opfer keine wirkliche Rolle spielt, ob ihr Tod durch «den systematischen Einsatz des Hungers als Waffe» (13) oder durch die, bisher, einmalige industriell organisierte Vernichtung von Menschen verursacht wird.

Der vernichtende Scheinwerfer Treblinkas

Auch ich reduziere Richard Glazars Leben auf die Monate in Treblinka, obwohl für ihn selbst das Erzählen über Treblinka nur im Kontext dessen, was er «kurz vor Treblinka und nach Treblinka erlebt» habe, interessant sei. Aber (mediale) Aufmerksamkeit bekommt der unbekannte Mensch Richard Glazar zynischerweise nur durch den vernichtenden Scheinwerfer Treblinkas. Nur weil er, gegen alle Gesetze der Wahrscheinlichkeit, dem durchorganisierten Morden entkommen. Darüber soll er hinterher reden. Nur darüber. Obwohl er, 1987, auch berichten möchte, wie es ihm danach, insbesondere im sogenannten Ostblock, ergangen. Ich nehme mir vor, zu einem späteren Zeitpunkt eine weitere Sendung mit ihm zu produzieren, die seinem ganzen Leben als einer Biografie des «Zeitalters der Extreme» (Eric Hobsbawm) gerecht würde. Aber dann passiert, was mediale Kulturen konstituiert – neue Projekte und sich im Tages-, ja Minutentakt verdrängende Aktualitäten vernichten BerichteReflexionenRealitäten. Zehn Jahre später, Ende Januar 1997, ich war längst nicht mehr beim Radio, frage ich ihn in Zusammenhang mit dem

Buch «Staatsfeinde oder SchwarzundWeiss», mit einem «Gefühl eigener Unzulänglichkeit», an, ob er bereit wäre, «das damals Begonnene neu aufzunehmen und fortzusetzen». Aber jetzt ist es zu spät, um «Ihrem Leben – in dem sich die wesentlichen Tragödien unseres Jahrhunderts (spiegeln) – doch noch in einem umfassenderen Sinne (gerecht) zu werden». Am 7. Februar 1997 antwortet er mir: «Leider bin ich sehr krank, sodass ich nicht imstande bin, mit Ihnen das von Ihnen gewünschte Gespräch zu führen.»

Und so trage ich erst jetzt, 75 Jahre nach Richard Glazars Flucht aus Treblinka und zwanzig Jahre nach seinem Tod, nach, dass der studierte Ökonom von 1951 bis 1953 «als politisch unzuverlässiges Element in einem Hüttenwerk manuell arbeiten» (1) musste. «Gemeint war damit», schreibt Wolfgang Benz, «auch und vor allem seine jüdische Herkunft, es war die Zeit der Slánský-Prozesse, des stalinistischen Antisemitismus im ganzen Ostblock.» (3) Er habe sich freiwillig für diese Arbeit gemeldet, gibt Richard Glazar mir gegenüber an. Weil «auf dem Geschoss, wo ich gearbeitet habe, in den Büros, fast alle Leute strafweise zur Schwerarbeit in die Industrie versetzt worden» seien. Schlimmeres blieb ihm nach eigener Aussage wegen seines «Bonus des antifaschistischen, des sogenannten antifaschistischen Kämpfers» erspart, «man hat von mir gewusst, dass ich Treblinka überlebt habe» (4). Und weil, so vermutet er, «gewisse Leute, die mir wahrscheinlich freundlich gesinnt waren», seine «Gesuche um die Auswanderung» Ende der Vierzigerjahre «von der Welt geschafft» hätten, damit er nicht unter «die Räder der Stalinfeme-Justiz komme» (4).

Der «Mangel an bürgerlichem Mut» in unterschiedlicher Zeit

Die dunklen Jahre in der Tschechoslowakei, «in diesem totalitären pseudokommunistischen Staat», erinnern ihn an Treblinka. An die Verstrickungen und die Frage «Warum habt ihr nichts getan?». Jetzt war er es, der, «eigentlich», schwieg. Zu den «politischen Prozessen in der schlimmsten Stalinzeit in der Tschechoslowakei, in den frühen Fünfzigerjahren». Er erinnert sich, beispielsweise, daran, dass er mit seinem siebenjährigen Sohn Anfang der Sechzigerjahre eine «Ausstellung von Eisenbahnmodellen» besucht habe. Plötzlich sei einer vor ihnen gestanden, «ich habe ihn fast nicht erkannt», einer, mit dem er aufgewachsen, den er schon lange nicht mehr gesehen. Gefragt, wo er gewesen in all der Zeit, habe der alte Bekannte berichtet, er sei «gestern aus den Uran-Minen» zurückgekommen, «aus einem KZ-Lager, Arbeitszwangslager». Da sei er sich vorgekommen wie einer «im nazistischen Deutschland, an dem einfach alles vorbeigegangen war». Er habe darunter gelitten, dass auch er «in der Staatsfirma, in der ich gearbeitet habe», dafür «votiert» habe, wenn einer mit einer erzwungenen, «einmütigen» Resolution als «Volksfeind» verurteilt wurde. «Obzwar fast alle, vielleicht 98 Prozent genau gewusst haben, er ist unschuldig.» (4)

Aber nicht nur hinter dem «Eisernen Vorhang», sondern in allen möglichen Organisationen im Osten und Westen habe er «in den vielen Jahren nach Treblinka ... so viel Mangel an bürgerlichem Mut, nicht gesprochen von Feigheit, in viel, viel weniger extremen und gefährlichen Umständen erlebt, dass ich diejenigen, die ich in Treblinka als die Feigsten

betrachtet habe, heute noch innerlich um Entschuldigung bitte.» Keiner stehe auf, keiner melde sich, zum Beispiel in einer Betriebsversammlung, und sage «Genosse Direktor» oder «Herr Direktor, Sie tun der Frau, Sie tun dem Mann doch Unrecht... Keiner... Was riskiert er? Vielleicht seine materielle Existenz, aber vielleicht nur die Höhe seines Gehalts. Aber nicht einmal zu diesem Risiko hat er den Mut. Das ist für mich und die Feigen aus Treblinka, würde ich sagen, eine grosse Entlastung. Ich glaube, niemand, niemand hat heute das Recht, solche Leute wie die, die in Treblinka waren, zu verurteilen.» (4)

Und immer bohrt die Frage, was ich damals getan. In TreblinkaBerlinParisPragAdliswil. Einer wie ich, der den aufrechten Gang, bisher und zum Glück, nie in harten Zeiten unter Beweis stellen musste, sondern immer nur in der Gemütlichkeit geprobt hat.

Eine «noble Flucht»

1968 wurden, weltweit, Hoffnungen auf bessere Zeiten genährt und, wenigstens teilweise, auch erfüllt. Als sich in der Tschechoslowakei «die Verhältnisse allmählich zum politischen Frühling auflichteten, ging es auch mit mir wieder aufwärts» (1). Notiert Richard Glazar in seinen Erinnerungen. Wurde aber schon im August 1968 mit dem gnadenlosen Wechsel der Jahreszeiten und der (vorläufigen) Unveränderbarkeit der politischen Bedingungen in der Tschechoslowakei in Zeiten des Kalten Krieges konfrontiert. Sah für sich, seine Frau, Tochter und Sohn nur noch eine Zukunft in der Flucht, in die Schweiz. «Ich erklärte ihnen, man müsse sich dazu entscheiden – das Einfamilienhaus, in dem meine Frau aufgewachsen war, den Garten, in dem sich unsere Kinder tummelten, das alles zu verlassen –, als ob man in den allernächsten Tagen deportiert werden sollte. Es wurde eine feine, eine noble Flucht im Vergleich mit Treblinka.» (1) Hält Richard Glazar, der Vater, fest.

Richard Glazar, der Sohn, erinnert sich 2018: «Mein Vater war damals 48. Wenn ich mir das vorstelle: Mit 48 alles liegen lassen, mit dreissig Franken in der Tasche in ein fremdes Land gehen und nicht wissen, was wird – Hut ab.» Sie hätten damals, Anfang 1969, nicht einfach auswandern können. Hätten nur die Möglichkeit gehabt, für eine Woche, in gewisser Weise als Ferienreisende, nach Österreich oder in die Schweiz zu fahren. «Man musste aber von einer Schweizer Familie eingeladen werden, und die mussten sich verpflichten, für uns zu sorgen, uns quasi einzuladen.» (6) Sie hätten nichts mitnehmen dürfen – kein Geld, keinen anderen Besitz, keine Geburtsurkunde usw. Wegen der Kontrollen an der Grenze. Auch nachträglich nicht. Mit nichts seien sie in die Schweiz gekommen. Erhielten den Status als politische Flüchtlinge und wurden für drei Monate in einer Angestelltenwohnung im Hotel *National* in Bern untergebracht. «Das hat die Schweiz, der Staat bezahlt.» Fünfzig Jahre und ein paar Asylgesetzrevisionen später würden sie, womöglich, als «Wirtschaftsflüchtlinge» – die nur ein besseres Leben suchen – und die Tschechoslowakei jener Jahre als «sicheres Land» eingestuft, so dass sie keine Aussicht auf Asyl hätten. Bedroht an Leib und Leben war Richard Glazar, der Vater, in jenen Jahren, auch hinter dem Eisernen Vorhang, vermutlich nicht. «Ich glaube es nicht, aber man hat es nicht gewusst, dort konnten Dinge von heute auf morgen passieren, die einfach nicht

absehbar waren.» Aber es sei, glaubt der Sohn, weniger die «persönliche Bedrohung» gewesen, die den Vater zu diesem Schritt bewogen. Er habe, vor allem für seine Kinder, keine längerfristigen Perspektiven in diesem Land gesehen. Befürchtet, sein Status könnte sich «auf uns projizieren» (6).

Gegen Ende des Lebens – seine Frau war schon todkrank – habe er zu zweifeln begonnen. Habe ihn, den Sohn, niedergeschlagen gefragt, ob er nicht alles falsch gemacht. «Ich hätte doch nie mit euch in die Schweiz gehen sollen.» Alles habe er in Frage gestellt. «Dann habe ich ihm gesagt – du hättest nichts Besseres machen können, als du gemacht hast. Ich habe gewaltige Chancen erhalten, in meinem Leben, in meinem beruflichen Leben, die ich auch genutzt habe. Ich durfte Firmen führen, gründen und erfolgreich machen. Spannende Dinge, ich kann mir nicht vorstellen, dass das dort auch möglich gewesen wäre.» (6) Sagt, 2018, ein dankbarer Sohn.

Auch die Überlebenden sterben

In einem Interview mit ihm, am 29. März 1990, erzählt Wolfgang Benz in seinem Buch über «Deutsche Juden im 20. Jahrhundert», habe Richard Glazar gesagt: «Primo Levi und Jean Améry, die über den Holocaust ein erschütterndes Zeugnis abgegeben hatten, haben beide Selbstmord begangen. Ich bin mir nicht sicher, ob der Grund nicht gerade darin lag, dass sie diese furchtbare Erniedrigung erlebt hatten. Oder ob sie Angst hatten, als sie älter wurden, Angst vor dem Sterben, dessen sie ununterbrochen Zeugen gewesen waren.» Am 5. Februar 1998 findet sich im *Tagesanzeiger* unter dem Titel «Der letzte Zeuge» folgende Meldung: «... Richard Glazar, vermutlich letzter Überlebender des Vernichtungslagers Treblinka, hat sich am 20. Dezember [1997] aus einem Fenster des jüdischen Altersheimes in Prag gestürzt, tief deprimiert über den Tod seiner Frau.» Jetzt, dachte ich damals, hat ihn Treblinka doch noch eingeholt. Oder war es nur «Richards Unfähigkeit..., nach dem Tode Zdenkas weiterzuleben», ohne die Frau, die von sich sagte, sie sei «für ihn wie die Luft, die er zum Atmen braucht» (12)? Aussagen, die ich damals, 1998, noch nicht kannte. Das Leben überlebt keiner. Nicht einmal der, der aus Treblinka zurückgekommen ist. Immerhin hatte er noch eines. Über fünfzig Jahre lang.

Zwanzig Jahre nach seinem Tod, beim Schreiben dieses Textes, erfahre ich mehr. U.a. von Richard Glazar, dem Sohn. Nach dem Fall der Mauer, dem Öffnen der Grenzen nach Osten hin sowie, schliesslich, der Auflösung der Sowjetunion hatten Richard und Zdenka Glazar in ihrer alten Heimat, an der Moldau, im *Jüdischen Seniorenheim Jordan* eine Zweitwohnung gemietet. 1996 erkrankte Zdenka Glazar-Vitkova schwer und starb ein Jahr später. Mit 71 Jahren. «Innerhalb dieses Jahres ist er in ein psychisches Tief gefallen», erzählt der Sohn. «Wie wenn Sie einem Lahmen zwei Krücken wegnehmen. Für ihn ist die Welt zusammengebrochen.» (6) Wolfgang Benz schreibt: «Richard war zunehmend von Verlassensängsten verfolgt, er unternahm mehrere Suizidversuche mit Medikamenten und brauchte psychiatrische Behandlung.» (3) Es sei, brachte der Sohn in Erfahrung, offensichtlich so, dass bei Leuten mit dem Schicksal seines Vaters «diese Ängste irgend-

wann zurückkommen, und zwar in Form von Todesängsten, Existenzängsten undsoweiter. Und das hat er alles gehabt.» (6)

Auch bei dem im Pflegeheim Entlisberg lebenden 80-jährigen Albert Mülli – den ich für eine andere Sendung über das Menschenmögliche, ebenfalls in der zweiten Hälfte der Achtzigerjahre, getroffen – kommt «das Grauen» nach einem Hirnschlag im Jahre 1996 zurück. Der spätere Zürcher SP-Kantonsrat hatte 1938 als arbeitsloser Sanitärinstallateur und Gewerkschafter illegal Widerstandsschriften, «kommunistische Flugblätter» (*Beobachter*, 7.12.2017), nach Wien geschmuggelt, wurde dort von der Gestapo verhaftet und kehrte erst 1945 aus dem Konzentrationslager Dachau wieder in die Schweiz zurück. Er habe da Gasleitungen verlegen müssen. Erzählt er mir über dreissig Jahre danach, während er die bei einem Besuch viele Jahre nach dem Krieg gemachten oder gekauften Dias des KZ's Dachau an die Wand projiziert. Zum Glück seien diese Leitungen nicht mehr in Betrieb genommen worden. Stellt «Häftling Nummer 29 331» bei unserem Gespräch in einer Zürcher Wohnung klar. Sichtlich erleichtert. In seinem letzten Lebensjahr durchlebt er «den Horror immer wieder, den er im Konzentrationslager Dachau als junger Mann überstanden hatte» (*Beobachter*).

Dem 77-jährigen Richard Glazar fehlt die Kraft, noch einmal bei Null zu beginnen. Wie nach Treblinka. Wie nach der Flucht aus Prag, in die Schweiz. Nach dem Tod der Frau, die jeweils dafür gesorgt hat, «dass er den Weg zurück fand in den Alltag» (12), wenn er wieder einmal irgendwo «mit hoher sprachlicher Präzision sachlich» beschrieben hatte, «was er vom Holocaust gesehen» (12). Er fühle sich, «wenn ich ganz offen, ernst sein soll», sagt er in unseren Allschwiler Gesprächen 1987, «ich fühle mich immer all denen verpflichtet, die in Treblinka alles verloren haben, also ihr Leben, egal, ob sie sofort vergast worden sind oder ob sie ihr Leben im Aufstand verloren haben.» Und betont noch einmal, für einen Moment etwas heftiger als sonst: «Ich weiss, ich muss darüber möglichst nüchtern aussagen, mit so einem gewissen Understatement, sonst wird es nicht wirksam. Und ich will, dass es wirksam ist. Im Namen aller, die in Treblinka geblieben sind.» Aber jetzt, im Dezember 1997, findet er keinen Weg mehr zurück ins Leben. Oder will ihn nicht mehr finden. «Er ist sehr depressiv gewesen, auch selbstmordgefährdet», erinnert sich Richard Glazar, der Sohn. Einer der Ärzte habe gesagt, «man müsste ihn in eine Geschlossene einsperren» (6). Fürsorgerischer Freiheitsentzug für einen Überlebenden von Treblinka. Und einmal hätten sie ihn in der Klinik schon in ein Zimmer mit vergitterten Fenstern verlegt. «Er lag komplett apathisch dort, ist weg gewesen. Da habe ich gesagt, das könnt' ihr nicht machen. Sofort verlegen, ins Parterre, wo keine vergitterten Fenster sind.» Auf keinen Fall in eine geschlossene Abteilung. «Mit dem Risiko, dass er wirklich sagt (Ich mag nümme), aber da wäre er elend (igange).» (6)

Kurz vor Weihnachten 1997 fahren die Kinder mit dem Vater nach Prag. Im Kontakt mit einem alten Schulkollegen und einer Cousine sei er aufgelebt, «Er begann zu reden, zu erzählen, ein paar Witze zu erzählen, und wir haben gedacht – super, es wird ihm da gut gehen.» Der Plan sei gewesen, dass er wieder in der Wohnung in Prag leben würde. Am

dritten Tag hätten sie, auch vom Vater ermutigt, ein Glaswerk besucht. Eine Stunde später der Anruf, sie sollten zurückkommen. Offensichtlich habe er sich mit der Cousine für ein gemeinsames «Zmorge» verabredet. Sie habe gesagt, «ich gehe nur schnell duschen – dann ist er rauf und use.» Sprang aus dem Fenster, in die Leere, in den Tod. Ohne Vorankündigung. Ohne Abschiedsbrief. Ein Psychologe, der in diesem letzten Jahr viele Gespräche mit Richard Glazar, dem Vater, geführt hat, habe in dieser letzten Handlung einen Versuch gesehen, «uns damit zu schützen» (6). Vor seinem psychischen Zustand, nach dem Tod der Frau und Mutter. Vor seinen Ängsten. Vor seiner zurückkehrenden Vergangenheit. Vor Treblinka.

Nicht mehr ahnungslose Opfer der Geschichte werden

Auch wenn Richard Glazar vielleicht nicht «der letzte Zeuge» (*Tagesanzeiger*) ist, irgendwann, bald werden alle Überlebenden des grossen Mordens tot sein, und es wird definitiv die Aufgabe der Nachgeborenen werden, die Erinnerung an das Menschenmögliche – den Faschismus und den aufrechten Gang – wachzuhalten. Vor allem in Zeiten, in denen so viele gerne wieder einmal «Schlussstriche» ziehen möchten, andere mit einer «erinnerungspolitischen Wende um 180 Grad» (Björn Höcke, *AfD*) Politik und Stimmen zu machen versuchen sowie ein gewähltes Mitglied des deutschen Bundestags, Co-Fraktionschef und Co-Bundessprecher der *AfD* Alexander Gauland, die mörderische Tyrannei des Nationalsozialismus erst als «Vogel-», dann als «Fliegenschiss» bezeichnet.

Am 2. Juni 2018 doziert er in einer Rede vor der *Parteijugend Junge Alternative* wörtlich: «Wir haben eine ruhmreiche Geschichte... Und die, liebe Freunde, dauerte länger als die verdammten zwölf Jahre. Und nur, wenn wir uns zu dieser Geschichte bekennen, haben wir die Kraft, die Zukunft zu gestalten. Ja, wir bekennen uns zu unserer Verantwortung für die zwölf Jahre. Aber, liebe Freunde, Hitler und die Nazis sind nur ein Vogelschiss in über Tausend Jahre erfolgreicher deutscher Geschichte» (zitiert aus *Stern online*, 4. Juni 2018). Was sind bei all den Kaisern und Königen, Schlössern und Kathedralen, bei den Reformationsthesen Martin Luthers, den Gedichten Johann Wolfgang Goethes und der Erfindung des Verbrennungsmotors durch Carl Benz schon ein paar Millionen Gemordete? Nach Tagen kalkulierter Empörung macht der arme Mann, der immer wieder falsch verstanden wird und es doch nie so meint, wie er es sagt, einmal mehr den Gauländer und verbreitet eine persönliche Stellungnahme: «Ich habe den Nationalsozialismus als Fliegenschiss [der ist nämlich etwas kleiner als ein Vogelschiss] bezeichnet. Das ist eine der verachtungsvollsten Charakterisierungen, die die deutsche Sprache kennt. Das kann niemals eine Verhöhnung der Opfer dieses verbrecherischen Systems sein» (Zitat, *Stern online*, 4.6.2018). Da wären die Toten von Treblinka aber froh, wenn sie noch froh sein könnten. Und wenn sie es anders empfinden würden, wären sie selber schuld. Wenn sie noch etwas empfinden könnten.

Die Verbrannten und die wenigen Überlebenden von Treblinka können aktuellen sowie künftigen Geschichtsdeutungen beziehungsweise -leugnungen nicht mehr widerspre-

chen. An ihrer Stelle können nur Nachgeborene und deren Kindeskinde versuchen, der Forderung von Richard Glazar – «Es ist für die Geschichte wichtig, dass die Geschichte, die meistens von den Siegern geschrieben wird, auch von den Opfern geschrieben wird» – gerecht zu werden. In der Hoffnung, dass die Erinnerungen an diese Vergangenheit keine Erinnerungen an Zukünfte werden. Dass die Opfer nicht nur nachträglich im Glazarschen Sinne (auch) Geschichte schreiben, sondern künftig gar nicht mehr Opfer der Geschichte von «Siegern» und «Siegerinnen» werden, sondern von Anfang an in die Geschichte eintreten und sie mitbestimmen statt sie als ahnungslose Opfer – Welchen warnenden Gesten glauben wir? welchen nicht? – über sich ergehen zu lassen, lassen zu müssen.

Quellen und Anmerkungen

- (1) Richard Glazar: Die Falle mit dem grünen Zaun. Überleben in Treblinka, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1992. (Eine erste Fassung seiner Geschichte hat er, wie Wolfgang Benz in seinem Vorwort schreibt, «bereits unmittelbar nach Kriegsende und vor seiner Rückkehr nach Prag» aufgeschrieben.)
Neu-Auflage 2017: Münster: Unrast Verlag, 2017
- (2) Saul Friedländer: Die Jahre der Vernichtung. Das Dritte Reich und die Juden 1939 – 1945: München: Verlag C. H. Beck, 2006
- (3) Wolfgang Benz: Deutsche Juden im 20. Jahrhundert. München: Verlag C. H. Beck, 2011
- (4) Für das unter dem Titel «Ich war in Treblinka» auf *DRS 1* (heute *SRF 1*) ausgestrahlte Gespräch befragte ich Richard Glazar 1987 während mehrerer Tage, in Allschwil, wo er damals mit seiner Frau Zdenka Glazar wohnte.
- (5) «Die drei Vernichtungslager Belzec, Sobibor und Treblinka benötigten nur wenig Personal, jeweils zwei oder drei Dutzend SS-Leute und etwa einhundert «Trawniki» (das waren rekrutierte und im Lager Trawniki ausgebildete Gefangene der Roten Armee im Dienst der SS, überwiegend Ukrainer, Volksdeutsche, Litauer) und dazu ein paar Hundert «Arbeitsjuden», die in der Regel nach ein paar Wochen ermordet und durch neu ankommende ersetzt wurden.» (Wolfgang Benz)
- (6) Gespräch mit Richard Glazar, dem Sohn, im Juni 2018
- (7) Claude Lanzmann: Shoah, Düsseldorf: Claassen Verlag, 1986 (Das Buch zum Film)
- (8) «Die Bezeichnung geht tatsächlich auf den Vornamen Heydrichs zurück, der in den zeitgenössischen Quellen und sogar von Himmler selbst statt «Reinhard» fälschlicherweise «Reinhardt» geschrieben wurde.» (*Wikipedia*)
- (9) Gitta Sereny: Am Abgrund: Gespräche mit dem Henker. Franz Stangl und die Morde von Treblinka, München: R. Piper Verlag, 1995 (erste Auflage: 1974)
- (10) Christoph Schneider: Zum Tod von Richard Glazar, *diskus*, 1/98
- (11) Franz Stangl, *Wikipedia*
- (12) Ute Benz: Wie die Luft zum Atmen. Zur Erinnerung an Zdenka Glazar-Vitkova. in: Barbara Distel (Hg.): Frauen im Holocaust, Gerlingen: Bleicher Verlag, 2001
- (13) Stéphane Courtois u.a.: Das Schwarzbuch des Kommunismus, München: Piper Verlag, 1998

Dieser Text wurde 2018 erstmals auf «www.infosperber.ch» publiziert.